

Besprechungen

Galizien als Forschungsfeld

Paulus Adelsgruber, Laurie Cohen, Börries Kuzmany: Getrennt und doch verbunden. Grenzstädte zwischen Österreich und Russland 1772-1918. Böhlau. Wien u.a. 2011. 316 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-205-78625-2. (€ 35,-)

Tim Buchen: Antisemitismus in Galizien. Agitation, Gewalt und Politik gegen Juden in der Habsburgermonarchie um 1900. (Studien zum Antisemitismus in Europa, Bd. 3.) Metropol-Verl. Berlin 2012. 384 S., Ill. ISBN 978-3-86331-082-0. (€ 24,-)

Historyka. Studia Metodologiczne 42 (2012). Themenheft: Postcolonial or Post-colonial? Post(-)colonial Perspectives on Habsburg Galicia. Hrsg. von Klemens Kaps und Jan Surman. Polska Akademia Nauk. Kraków 2013. 293 S. Englisch- und deutschsprachige Online-Ausgabe unter URL: <http://historyka.edu.pl/en/article/art/historica-2012-29/> (02.09.2013).

La Galicie au temps des Habsbourg (1772-1918). Histoire, société, cultures en contact. Hrsg. von Jacques Le Rider und Heinz Raschel. (Collection Perspectives historiques.) Presses Univ. François Rabelais. Tours 2010. 398 S., Ill. ISBN 978-286906-256-6. (€ 21,99.)

Börries Kuzmany: Brody. Eine galizische Grenzstadt im langen 19. Jahrhundert. Böhlau. Wien u.a. 2011. 406 S., Ill., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-205-78763-1. (€ 35,-)

Ralph Schattkowsky, Serġij Osatschuk, Bernadetta Wójtowicz-Huber: Kirche und Nation. Westpreußen, Galizien und die Bukowina zwischen Völkerfrühling und Erstem Weltkrieg. (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, Bd. 58.) Kovač. Hamburg 2009. 407 S. ISBN 978-3-8300-4301-0. (€ 95,-)

Joshua Shanes: Diaspora Nationalism and Jewish Identity in Habsburg Galicia. Cambridge University Press. New York u.a. 2012. 320 S. ISBN 978-1-107-01424-4. (€ 76,10.)

Galizien – genauer: das Kronland Galizien und Lodomerien – wurde nach der Annexion durch die Habsburgermonarchie im Rahmen der ersten Teilung Polens als administrative Einheit gebildet. Auch wenn die Bezeichnung auf das mittelalterliche Fürstentum Galič zurückgeht, ist sie als Konstrukt zu sehen, wie neuerdings Larry Wolff herausgearbeitet hat.¹ Nicht nur deswegen gehört Galizien seit einigen Jahren zu den am meisten bearbeiteten Regionen der modernen historischen Ostmitteleuropaforschung, sondern auch auf Grund der Möglichkeit, dass sich hier geradezu exemplarisch moderne Forschungsperspektiven auf Multiethnizität und Nationsbildungsprozesse hin untersuchen lassen. Daher können an dieser Stelle zahlreiche diesbezügliche neuere Publikationen angezeigt werden. Dies liegt einerseits darin begründet, dass erst durch die politischen Veränderungen seit dem Ende des 20. Jh. detailliertere Forschungen möglich wurden und ein Interesse an diesem Forschungsfeld von Seiten sowohl der polnischen, ukrainischen und deutsch- und englischsprachigen Historiografie zur Region als auch der Forschungen zur habsburgischen Geschichte entwickelt wurde. Andererseits lassen sich neue, etwa kulturwissenschaftlich und durch die Ergebnisse der modernen Nationalismus- und Stadtgeschichtsforschung inspirierte Fragestellungen vor der multiethnischen und multikonfessionellen Folie in besonderem Maße überprüfen. Sicherlich trägt auch eine gewisse Galizien-Nostalgie zu dessen Popularität als Forschungsfeld bei.

¹ LARRY WOLFF: *The Idea of Galicia. History and Fantasy in Habsburg Political Culture*, Stanford 2010.

Einen besonderen Beitrag zur Galizienforschung leistet das Wiener Doktoratskolleg „Das österreichische Galizien und sein multikulturelles Erbe“², wo seit 2007 neben literatur- und sprachwissenschaftlichen Studien vor allem historische Projekte bearbeitet werden. Nicht nur dort, sondern auch an verschiedenen weiteren Standorten sind galizische Themen auf Grund der Vielfalt möglicher Ansätze ein beliebtes Forschungsfeld. Daher erlebt die Galizienforschung nach wie vor einen Boom, durch den auch methodische Fragestellungen neu zugeschnitten und formuliert werden, zumal sie insgesamt meist ausreichend theoretisch-reflexiv fundiert sind und so auch über die faktischen Einzelergebnisse hinaus wichtige Erkenntnisse für die Nationalismusforschung zulassen.

Galizien, verstanden als als Kontaktzone, als Zone des Kulturtransfers und von Verflechtungen, ist somit ein wichtiger Themenschwerpunkt, der mit verschiedenen Ansätzen und Fragestellungen bearbeitet wird. Der französisch-deutsche Band *La Galicie (1772-1918)*, der auf eine Tagung in Tours im Jahr 2009 zurückgeht, stellt diese Möglichkeiten unter Beweis. Er beschreibt mit seinen 21 Beiträgen, von denen ein großer Teil im Umfeld des Wiener Doktoratskollegs entstanden ist, verschiedene Aspekte zum Thema. Diese sind in vier Sektionen unterteilt: Nach zwei eher einführenden Beiträgen von Pierre G o n n e a u und Jean B é r e n g e r, die Anfänge dieser Verflechtungen bis 1790 nachvollziehen, widmen sich neun Aufsätze Fragen von Diversität, Interkulturalität und Konflikten. Dabei bildet das Verhältnis zu den Juden mit drei Beiträgen (Francisca S o l o m o n, Dominique B o u r e l, Delphine B e c h t e l) einen Schwerpunkt, während der polnisch-ruthenische Konflikt in nur einem Beitrag (Jan S u r m a n) thematisiert wird und die übrigen sich übergreifenden Fragen wie Interkulturalität und Sprachenvielfalt (Isabell R ö s k a u - R y d e l), der Armee (Jan R y d e l) widmen, aber auch das Galizienbild der Panslawisten (Francine-Dominique L i e c h t e n h a n), die negativen Galizien-Klischees in der Bukowina (Andrei C o r b e a - H o i s i e) und Galizien als Gegenstand interkultureller slawistischer Forschungen in Österreich (Stefan S i m o n e k) analysieren. In der dritten Sektion wird dagegen in vier Beiträgen die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Modernisierung diskutiert, indem der Bogen von der Geschichte der Büchereien (Frédéric B a r b i e r) über den Hausiererhandel angesichts der Ersten Globalisierung (1873-1914) (Klemens K a p s), die Frauenbewegung in Lemberg während der galizischen Autonomie (Angélique L e s z c z a w s k i - S c h w e r k) und die jüdische Mobilität angesichts des Ölbooms (Jérôme S e g a l) geschlagen wird. Abschließend fasst die vierte Sektion verschiedene Galizienbilder zusammen: Von dem gängigen Motiv des „galizischen Elends“ (Krzysztof Z a m o r s k i) und dem französischen Galizienbild (Jacques L e R i d e r) reicht die Spannbreite bis zu einem Text des Schriftstellers Yuri A n d r u k h o v y c h, der autobiografische Elemente mit der galizischen Geschichte verbindet, wobei das Werk Joseph Roths in drei Beiträgen einen Schwerpunkt bildet und auch mit Werken von Miroslav Krleža und Robert Musil (Baniel B a r i c, Philippe C h a r d i n, Dirk N i e f a n g e r) verglichen wird. Die insgesamt sehr interessanten, in Anspruch, Qualität und Länge jedoch recht heterogenen Texte fassen zumeist Ergebnisse aktueller Forschungen zusammen, wobei auch einige Beiträge, die nicht auf längere Forschungsprojekte zurückzugehen scheinen, aufgenommen worden sind. Somit spiegelt der Band das Dilemma zahlreicher Tagungen wider, die Vorträge ungeachtet ihrer Eignung dokumentieren zu müssen: So scheinen einige Beiträge mehr oder weniger bearbeitete Vortragsfassungen und nicht etwa durchkomponierte Aufsätze darzustellen, was dazu führt, dass einige mit einer Bibliografie versehen sind, andere dagegen nicht und auch

² URL: <http://dk-galizien.univie.ac.at/> (20.10.2012). So entstanden aus den Tagungen des Kollegs etwa die Sammelbände: Galizien. Fragmente eines diskursiven Raums, hrsg. vom Doktoratskolleg Galizien, Innsbruck u.a. 2009, sowie ELISABETH HAID, STEPHANIE WEISMANN u.a. (Hrsg.): Galizien. Peripherie der Moderne – Moderne der Peripherie?, Marburg 2013.

die Autorinnen und Autoren in höchst unterschiedlichem Maße Annotationen verwenden. Insgesamt ist es nicht gelungen, eine notwendige Kohärenz und inhaltliche Klammer der Beiträge zu schaffen, zumal die Einleitung lediglich die Gliederung benennt, ohne wirklich ein notwendiges theoretisch-reflexives Fundament zu schaffen. Hier scheint den Hrsg. die im Untertitel erwähnte Formulierung „cultures en contact“ Programm genug zu sein, wobei gerade die Frage nach Kontaktzonen und kulturellen, sozialen und damit letztlich nationalen Verflechtungen auf den verschiedenen Ebenen durch eine methodisch-theoretische Einführung dem Band als Ganzes mehr Kohärenz und Gewicht hätte verleihen können – eine Feststellung, die nicht den Wert einiger Beiträge wie der von Kaps und Surman schmälern soll.

Die Kontakte und Verflechtungen der verschiedenen Konfessionen und Religionen bieten zweifellos einen vorzüglichen Ansatzpunkt. Einen weniger ergiebigen Beitrag leistet diesbezüglich leider die von drei Autoren gemeinsam verfasste, Westpreußen (Ralph Schattkowsky), Galizien (Bernadetta Wójtowicz-Huber) und die Bukowina (Sergij Osatschuk) vergleichende religionsgeschichtlich inspirierte Studie, die Ertrag eines von der Volkswagenstiftung geförderten Forschungsprojektes des Instituts für Geschichte und Kultur der Deutschen in Nordosteuropa ist.

Insgesamt geht es darum, Kirche und Nation in den Modernisierungsprozess aller drei Regionen einzuordnen und damit das Verhältnis und die Berührungspunkte von Kirche und Religion mit den nationalen Bewegungen herauszuarbeiten, denn alle drei multiethnisch geprägten Gebiete zeichnen sich auch durch eine religiöse bzw. konfessionelle Vielfalt aus, die, so die treffende Feststellung der Autoren, in Ostmitteleuropa im europäischen Vergleich in ihrer Tiefe einzigartig gewesen sei. Insofern intendiert die Studie, die sich daraus ergebenden Konfliktlinien, aber auch Verflechtungen und Dynamiken der Beziehungen herauszuarbeiten. Die rund ein Drittel des Analyseteils umfassende Einleitung stellt den sich aus den Leitfragen ergebenden Forschungsstand umfänglich dar, indem von Kirchen- und Sozialgeschichte ausgehend Forschungen zum Verhältnis von Kirche und Nation und zu Ostmitteleuropa im Allgemeinen und den behandelten Regionen im Besonderen charakterisiert werden. Nach einem die jeweiligen ethnischen und konfessionellen Verhältnisse knapp beschreibenden Kapitel erörtern die vier Kapitel des Analyseteils – jeweils in Unterkapiteln eine der drei Regionen behandelnd – das Verhältnis von Kirche und Moderne, die Verschränkung von nationaler und religiöser Identität, die Beziehungen mit den übrigen Nationalitäten und die inneren Konflikte. Einige unveröffentlichte Dokumente zum Thema runden die Studie ab und sollen so Einblicke in die jeweiligen Befindlichkeiten geben. In diesem Kontext interessieren vor allem die Befunde zu Galizien: Der dynamische, konfliktreiche Nationalisierungsprozess veränderte in Verbindung mit der gesellschaftlichen Modernisierung auch die Bindung der Bevölkerung an die Kirchen. Dies habe nicht nur zu einer Einschränkung des weltlichen Tätigkeitsbereichs der Kirche geführt, sondern auch zu deren Anpassung und Säkularisierung, um die Nation an sich zu binden. So habe die jeweilige Nation die Existenz der jeweiligen Kirche gesichert. Umgekehrt sollte die Sakralisierung der Nation den kirchlichen Einfluss sichern, was eben auch die Konkurrenz der Religionen förderte. Gleichzeitig habe die Kirche als Trägerin nationaler Werte als innerer und äußerer Identitätsfaktor gewirkt. Schließlich sei eine antisemitische Haltung genauso zu einem Element nationaler Agitation geworden wie die antisozialistische zur wichtigsten Aufgabe beider Kirchen in Galizien. Grundsätzlich stoßen diese Erkenntnisse bisherige Forschungsergebnisse nicht um, formulieren Entwicklungen und Haltungen jedoch in einem anderen Kontext. Deutlich wird, dass die Monografie weniger eine gemeinsam geschriebene Studie darstellt als vielmehr Einzelanalysen verschiedener Autoren zu den Regionen, die letztlich nur zusammengefügt wurden, um durch die Präsentation der jeweiligen Arbeitsergebnisse spezifische Zugänge der Nationalhistoriografien herauszustellen. Bedauerlich ist aber, dass zu keinem Kapitel gemeinsame Einführungen, geschweige denn bilanzierende Einordnungen vorgenommen werden; ebenso fehlt eine solche als Fazit, das die Bedingungen, Entwicklungen und damit Befunde zusammenfüh-

ren würde. Insgesamt drängt sich der Eindruck einer möglichst rasch, ohne wirkliche gemeinsame Diskussionen und Reflexion zusammengestellten Monografie auf, die als Ergebnis des Projekts zeitnah präsentiert worden ist, zumal eine Bibliografie fehlt. So verpassen die Vf. die Chance einer vergleichenden, weniger deskriptiv denn analytisch argumentierenden Synthese, durch die Gemeinsamkeiten, aber auch Besonderheiten fokussiert worden wären und die sicherlich zu einer Bereicherung der aktuellen Galizien-Forschung geworden wäre.

Die Verflechtungen der ethnischen Gruppen thematisiert dagegen in besonderer, vorzüglicher Weise die Berliner Dissertation *Tim Buchens* zum Antisemitismus in Galizien. In dieser Geschichte des Antisemitismus im habsburgischen Kronland geht es um die Frage, unter welchen Umständen gegen Juden verbal und gewalttätig agiert wurde. B. sieht den modernen Antisemitismus vor der Folie sich verändernder wirtschaftlicher Bedürfnisse und Praktiken sowie sich wandelnder kollektiver Bedeutungssysteme entstehen, sodass antisemitische Angebote eine Konkurrenz zu anderen Vergemeinschaftungsentwürfen dargestellt hätten (S. 53). Er sieht daher den Antisemitismus als sozialen Prozess, der auf den drei Ebenen Agitation, Gewalt und Politik stattfindet. Von dieser Prämisse ausgehend untersucht er die Wechselwirkungen zwischen Diskurs und Handlungen, aber auch die politische und soziale Mobilisierungskraft antisemitischer Agitation. Hierzu untergliedert er seine Studie in drei Abschnitte, die Leitmotive darstellen und den drei genannten Ebenen entsprechen. Diese stellt er in der Einleitung zunächst aus theoretischer Sicht ausführlich vor. Hierbei legt er einen „antisemitischen Kanon“ (S. 88 ff.) zugrunde, wodurch er die Kommunikationsprozesse in den Vordergrund stellt. Es wird deutlich, dass es eben auch darum ging, die Judenfeindschaft von den überkommenen antijüdischen Motiven und Vorurteilen zu trennen und mit modernen Attributen zu versehen, wobei gerade bei der Diskussion der Ritualmordvorwürfe die traditionellen antijüdischen Motive immer wieder eine durchaus wichtige Grundlage für antisemitische Agitation darstellten. Insofern kommt der Vf. zu dem Schluss, dass die politischen Eliten die gesetzliche Gleichberechtigung zwar annahmen und daran Assimilationshoffnungen banden, dass sie aber keinesfalls eine Mehrheitsposition im Lande gewesen sei (S. 318). Weil aber dem durch die Gleichberechtigung verordneten „Zivilisierungsprozess“ aufgrund fehlender Partizipation der Bauern nicht widerprochen werden konnte, wurde die Assimilationsidee der Eliten nicht hinterfragt – was für B. letztlich das Grundproblem darstellt. Ihm gelingt es in vorzüglicher Weise, theoretische und allgemeinere Erwägungen zu der prozesshaften Entwicklung antisemitischer Haltungen darzulegen und sie als Fundament für Vergemeinschaftungsprozesse mit konkreten Beispielen von antisemitischem Handeln und deren zunehmender Mobilisierungskraft in Verbindung zu bringen. Diese Einzelfälle machen die mit dem Antisemitismus verbundenen Schicksale, aber auch Gefühle wie Hass und Neid auf der einen und Machtlosigkeit auf der anderen Seite, sehr gut nachvollziehbar. Insofern ist diese Studie insgesamt ein wichtiger Beitrag zu einem vertiefenden Verständnis nicht nur von Antisemitismus, sondern auch der Multiethnizität in Galizien.

Die Besonderheiten der Nationalisierungsdiskurse, die sich aus der Diasporasituation ergaben, stellt die Studie von *Joshua Shanes* dar. Obwohl bereits Untersuchungen zur Geschichte der Juden in Galizien und zum Zionismus vorliegen, greift sie ein Desiderat auf: die Entwicklung nationalen jüdischen Denkens vor dem Hintergrund der spezifischen Bedingungen in Galizien. In Galizien gab es eben nicht nur einem hohen jüdischen Bevölkerungsanteil, sondern auch ein breites Spektrum innerjüdischer religiöser, aber auch politischer Differenzierung, die sich auch aus den Möglichkeiten und Herausforderungen der galizischen Autonomie und den konkurrierenden Nationalisierungsprozessen von polnischer und ruthenischer Bevölkerung ergab. Hierbei bezieht sich der Vf. immer wieder auf innerjüdische Gegenströmungen, während der galizisch-habsburgische Kontext nur im Rahmen der Vorgeschichte bzw. als Voraussetzung dargestellt wird. Insgesamt verdeutlicht Sh. in den fünf, im Wesentlichen nach chronologisch-inhaltlichen Gesichtspunkten aufgebauten Kapiteln, dass die innerjüdischen Nationalisierungsbestrebungen im Vergleich

zu den polnischen und auch zu den ruthenischen verzögert und letztlich erst nach Erreichen der Emanzipation sich intensiviert zu entwickeln begannen. Er zeigt, dass, wie bei den anderen Nationalisierungsbestrebungen auch, die Entwicklung insbesondere der Presse, aber auch politischer Vereinigungen wie Shomer Israel von herausragender Bedeutung war und dass schließlich die Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts zur Reichratswahl 1907 einen wichtigen Katalysator darstellte. Abgesehen von der Auswertung der zahlreich, aber dafür meist nur über kurze Zeiträume erschienenen Zeitungen und anderer gedruckter Quellen beruht die Studie im Wesentlichen auf zentralstaatlichen Wiener, New Yorker (YIVO) und Jerusalemer Archivmaterialien, während die in den Archiven vor Ort vorhandenen Materialien nicht berücksichtigt wurden. Shane zeigt auf, dass es zwar nur eine kleinere Gruppe von (aktiven) Zionisten gegeben, diese aber die jüdischen Nationsvorstellungen in Galizien erheblich beeinflusst habe. Insgesamt verschränkt die sehr flüssig geschriebene Studie Politik- und Ideengeschichte miteinander und macht diese Interdependenzen etwa anhand der konkurrierenden Haltung jüdischer Politiker (beispielsweise zwischen Joseph Bloch und Emil Byk) greifbar. Sie stellt somit einen wichtigen Ansatz dar, die innerjüdischen Nationalisierungsprozesse zu verstehen. Jedoch würden deren Überprüfung an Fallbeispielen auf der lokalen oder regionalen Ebene sowie eine stärkere Einbeziehung der sie umgebenden multiethnisch geprägten Bevölkerung die Interdependenzen und Verflechtungen mit anderen (im galizischen Falle: polnischen und ruthenischen) Nationalisierungsprozessen wahrscheinlich noch deutlicher werden lassen. Nichtsdestoweniger ist die Studie ein wichtiger Beitrag zum Verständnis der allgemeinen Geschichte der Juden in Galizien und ihrer politischen Ideengeschichte im Besonderen. Zugleich ruft sie zur exemplarischen Überprüfung und Vertiefung geradezu auf, bleiben doch etwa Einflüsse der Landespolitik oder gar der Kommunalpolitik in Galizien fast vollständig unberücksichtigt.

Urbanitätsgeschichte erlebt derzeit eine Renaissance, insbesondere zu Städten Ostmitteleuropas. Einen besonderen Schwerpunkt bilden hier wiederum galizische Städte, insbesondere die Hauptstadt Lemberg (wie etwa die Arbeiten von Markian Prokopovych³ und Christoph Mick⁴ belegen), aber auch Krakau⁵ als kulturelles Zentrum⁶. Jedoch betrachtet die neuere Galizienforschung eben auch die Städte an der Peripherie.

Brody, an der Grenze zum Russländischen Reich gelegen, war zu Beginn der Herrschaft der Habsburger eine zentrale ostmitteleuropäische Handelsstadt und, so Börries Kuzmany, als „Österreich-Ungarns jüdischste Stadt“ (S. 14) auch ein bedeutendes jüdisches Zentrum, das selbst im Laufe seines wirtschaftlichen Abstiegs im 19. Jh. die größte jüdische Gemeinde Galiziens noch vor Lemberg umfasste. Umso erstaunlicher ist es, dass vor K.s Studie zur Stadtgeschichte im 19. Jh. Brody nur Gegenstand weniger wirtschaftshistorischer Werke und solcher zur Geschichte der Juden gewesen ist. Vielleicht liegt dieser Befund an seiner „Misserfolgsgeschichte“ (S. 14) in habsburgischer Zeit, die K. auf verschiedenen Ebenen hinterfragt.

Diese vor allem aus wirtschaftlichen Gründen resultierende Misserfolgsgeschichte vollzieht K. im ersten Teil seiner Studie nach, indem er zunächst den wirtschaftlichen Aufstieg

³ MARKIAN PROKOPOVYCH: Habsburg Lemberg. Architecture, Public Space and Politics in the Galician Capital, 1772-1914, West Lafayette/IN 2009.

⁴ CHRISTOPH MICK: Kriegserfahrungen in einer multiethnischen Stadt. Lemberg 1914-1947, Wiesbaden 2010.

⁵ HANNA KOZIŃSKA-WITT: Krakau in Warschaus langem Schatten. Konkurrenzkämpfe in der polnischen Städtelandschaft 1900-1939, Stuttgart 2009.

⁶ So etwa auch drei Beiträge von ANNA VERONIKA WENDLAND, HANNA KOZIŃSKA-WITT und MARCIN SIADKOWSKI im Themenheft der Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 58 (2009), 1-2: Bilder vieler Ausstellungen. Großexpositionen in Ostmitteleuropa als nationale, mediale und soziale Ereignisse.

zwischen 1630 und 1815 und dann die Zeit der Stagnation bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs rekapituliert, die in einer „verpassten Modernisierung“ (S. 99) gemündet habe. Dieses wirtschaftshistorisch orientierte Kapitel zeigt die staatenübergreifenden Verflechtungen der Handelsstadt auf, die Brodys Aufstieg ermöglichten. Nach der Annexion durch die Habsburgermonarchie 1772 wurde Brody zur Grenzstadt und als solche zur Freihandelsstadt erklärt, konnte jedoch seine herausragende Bedeutung, die es noch zu Beginn des 19. Jh. eingenommen hatte, auf Grund verlagerter Handelswege, eines vergleichsweise späten Eisenbahnanschlusses und einer restriktiven russländischen Zollpolitik sowie mehrerer Brände nicht mehr erhalten.

Brodys Besonderheit als galizische Kleinstadt thematisiert K. im folgenden umfangreichsten Kapitel, indem er den Fokus auf die Lebenswelten der multiethnischen Bevölkerung im 19. Jh. legt. Hierbei arbeitet der Vf. die Rolle Brodys als Zentrum der Haskalah und seine Bedeutung als größte jüdische Gemeinde Galiziens heraus, in der es erhebliche innere religiöse und weltanschauliche Konflikte gab. Andererseits aber fungierte Brody als regionales Bildungszentrum. Erst daran anschließend diskutiert K. Brodys Funktion als Grenzstadt und die daraus resultierenden Kommunikationsformen wie etwa auch den Schmuggel. Im dritten Teil der Arbeit, der in Bezug auf seinen Detailreichtum im Vergleich zu den vorherigen Teilen abfällt, untersucht der Vf. die Wahrnehmung Brodys in zeitgenössischen Reiseberichten und der Belletristik sowie die Brodyer Erinnerungsorte, die durch vorwiegend jüdische Gedenkbücher und konkrete Plätze im Stadtbild hergestellt werden. Es geht ihm hierbei vor allem um die Frage, inwieweit die Blicke von Außenstehenden die Wahrnehmung Brodys bis heute geprägt haben. Es wird aber deutlich, dass hierbei immer nationale Assoziationen, nämlich ukrainische, polnische, jüdische und – für die zweite Hälfte des 20. Jh. – auch sowjetische, geweckt werden. So kommt K. zu dem Schluss, dass Brody nicht nur in zeitlicher Abfolge zunächst ein zentraler europäischer Transferraum und später dann eine periphere galizische Grenzstadt gewesen sei, sondern je nach Analyseebene gleichzeitig zentral und peripher sein konnte. So sieht er Brody als Beispiel sich überlagernder Geografien, die sich in einer komplexen Interaktion miteinander befanden, sich selbst aber sowie auch die Wahrnehmung dessen, was zentral und was peripher sei, im Laufe der Jahre verschoben hätten. Erst um die Wende zum 20. Jh. sei Brody endgültig in die Peripherie gerückt und durch die polonisierende Politik der Eliten „mental endgültig in Galizien angekommen“ (S. 334). Insgesamt verfolgt diese Stadtbio-graphie durch die verschiedenen Analyseebenen einen äußerst inspirierenden und innovativen Ansatz, der der Vielfältigkeit Brodys gerecht wird und andere Studien zu Grenzstädten im multiethnischen Raum produktiv beeinflussen wird.

Die sich aus dieser Studie ergebenden Befunde zu Brodys Nachbarstadt auf der anderen Seite der Grenze, Radzivilov, konnten nicht in diese Studie einbezogen werden. Sie wurden aber in die kollektive Monografie dreier in Wien arbeitender Autor/inn/en – Paulus Adelsgruber, Laurie Cohen und Kuzmany – einbezogen. Diese stellt einen innovativen Ansatz dar, weil sie drei an der Grenze von Habsburger und Russländischem Reich gelegene Städtepaare – Brody und Radzivilov, Podwołoczyska und Voločisk, Husiatyn und Gusjatin – vergleicht, wobei letzteres Städtepaar die einzige geteilte Stadt ist. In dieser Studie wird die Grenze nicht nur als etwas Trennendes, sondern auch als etwas Verbindendes, als Kommunikationsraum und Ort von Begegnungen, verstanden. Dieses Wechselverhältnis untersuchen die Vf. und beleuchten so die jeweils dominierende nationale Meistererzählung und die immer noch bemerkbaren Spuren, Grenzstadt zu sein, in der Mentalität, in politischen und religiösen Haltungen, zumal diese Grenze mit der zu jener Zeit entstandenen konfessionellen Grenze zwischen ukrainisch-orthodoxen (d.h. ehemals griechisch-katholischen) und orthodoxen Konfessionen übereinstimmt. Geprägt wurden die Städte durch einen sehr hohen Anteil an jüdischer Bevölkerung, die eine Mittlerfunktion zwischen Städten und Land wahrnahm, aber auch polnischer römisch-katholischer Einwohner sowie meist agrarisch geprägter ruthenischer Bevölkerung griechisch-katholischen oder orthodoxen Glaubens. Die Kleinstädte glichen „Versorgunginseln“ (S. 21) in einem wirt-

schaftlich vergleichsweise unterentwickelten Raum. Die lesenswerte Studie, die trotz dreier Vf. und eines uneinheitlichen Duktus' organischer und durchdachter erscheint als das oben besprochene Werk *Kirche und Nation*, greift somit ein Desiderat bisheriger Galizienforschung auf: eine vergleichende (Klein-)Stadtgeschichte an der Grenze zum Russländischen Reich.

Die Studie, die durch die Diskussionen zweier Verbundprojekte der Universität Wien angeregt wurde, ist nach einem in die Grenzfestlegung und die Grenzfunktionen einführenden Kapitel in drei Hauptkapitel, die die Leitfrage aufgreifen, ein Fazit und einen Ausblick bis in die Gegenwart untergliedert; jedes Kapitel wird mit einem knappen Resümee beschlossen. Das einführende Übersichtskapitel verdeutlicht, dass die neu geschaffene Grenze traditionelle Verbindungen und Handelswege in Frage stellte. Diesen Befund zur Ausgangslage hinterfragt das zweite Kapitel, das sich auf die Grenze an sich konzentriert, insofern, als die Staatsgrenze fiskalische und wirtschaftliche Bedeutung gewann. Die Vf. zeigen, dass die Verbindungen zwischen den Städtepaaren erhalten blieben und der Schmuggel, bei dem die verschiedenen Bevölkerungsgruppen effektiv zusammenarbeiteten, ein wichtiger Wirtschaftszweig an der Grenze war. Das zweite Hauptkapitel behandelt die Funktion von Grenzstädten als Handelsstädte, was die sechs Städte während der gesamten Teilungszeit prägte, denn aufgrund protektionistischer Wirtschaftspolitik war der grenzüberschreitende Handel gesunken, zumal auch die Verkehrsanbindung nur schleppend voran kam. Den Einfluss der Grenze auf die Religion thematisiert das anschließende Kapitel. Aus religionspolitischen Gründen verlor die griechisch-katholische Kirche in den zum Russländischen Reich gehörenden Gebieten ihre Basis und wurde in die russisch-orthodoxe inkorporiert, während die Habsburgermonarchie sie als Gegengewicht zum Einfluss der römisch-katholischen Kirche nutzte. Für die Juden bedeutete die Grenzziehung eine Neudefinition ihrer Rechte, ohne dass die Grenze eine religiöse Trennung hervorrief. Das vierte Hauptkapitel untersucht die Folgen des Ersten Weltkriegs in den Grenzregionen, da durch ihn die Loyalitäten erschüttert wurden und schließlich der Austausch abbrach. Die Autoren kommen somit zum Schluss, dass sich am Beispiel der Grenzstadt-Paare die grundlegenden gesamtstaatlichen Veränderungen, beispielsweise der kontinuierliche Ausbau der kommunalen Autonomie in Galizien im Vergleich zur autokratischen Herrschaft im Russländischen Reich, nachvollziehen lassen. Die Grenzstädte hätten nun die Aufgaben in Form von Repräsentation und Verteidigung der Grenze erhalten. Somit stellt die Studie, die teilweise auf einzelnen Mikrostudien zu den Städten beruht, sehr einprägsam die Herausforderungen für die Grenzregion dar, die sich aus der Bildung Galiziens und Lodomeriens ergaben. Sie leistet so einen wichtigen Beitrag zum Verständnis von galizischen Kleinstädten und den Folgen der Grenzziehung.

Zu den Impulsen des Wiener Doktoratskollegs zählt auch das von Kaps und Surman herausgegebene Themenheft der Zeitschrift *Historyka. Studia Metodologiczne*.⁷ Es umfasst dreizehn Beiträge, die nicht nur im Rahmen ihres Themenbereichs Ansätze der *postcolonial studies* anwenden, sondern letztlich auch die Möglichkeiten der Übertragbarkeit ihrer Ergebnisse kritisch hinterfragen. Den zeitlichen Rahmen bildet das 19. Jh. Es erscheint hier nicht nur als Phase nach der Annexion und Schaffung Galiziens durch die Habsburgermonarchie im Rahmen der Teilungspolitik sowie als Phase der Dominanz der deutschen Sprache bzw. nach 1867 der polnischen Sprache, sondern auch der Schaffung und Festi-

⁷ Diese bereits mehrfach gestellte Frage der Anwendung postkolonialer Perspektiven beispielsweise bei JOHANNES FEICHTINGER, URSULA PRUTSCH u.a. (Hrsg.): *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*, Innsbruck 2003; ANNA VERONIKA WENDLAND: *Imperiale, koloniale und postkoloniale Blicke auf die Peripherien des Habsburgerreiches*, in: CLAUDIA KRAFT, ALF LÜDTKE (Hrsg.): *Kolonialgeschichten. Regionale Perspektiven auf ein globales Phänomen*, Frankfurt a.M. 2010, S. 215-235.

gung nationaler Identitäten und als Schauplatz einer Modernisierung im weitesten Sinne. Die Verwobenheit dieser Entwicklungen ist der Ansatzpunkt für die Beiträge, denn die Hrsg. sehen Galizien als „perfect example of a multitude of hegemonic cultural and political dependencies“ (S. 9). Im Fokus steht somit die Analyse kolonialer Diskurse, die mit kultureller Hegemonie verbunden sind: Es geht um Exklusions- und Marginalisierungsprozesse, um „Orientalisierung“ als Abgrenzungsmechanismus und Unterwerfung gerade in kultureller Hinsicht. Somit sehen die Hrsg., wie sie ausführlich in der Einleitung diskutieren, postkoloniale Perspektiven als Möglichkeit, die „zivilisierenden Missionen“ (S. 13) zu analysieren, die auch Modernisierungsdiskurse innerhalb Europas strukturiert und politische Macht legitimiert hätten. Sie plädieren dafür, die postkoloniale Perspektive als eine kritische Annäherung an die kulturellen Beziehungen zu sehen und diese Ansätze als wissenschaftliches Instrumentarium zu nutzen. Sie sollen nicht etwa lediglich dazu genutzt werden die galizische Vergangenheit in binäre Begrifflichkeiten zu fassen. Daher nähern sich die 13 Beiträge aus verschiedenen, jedoch immer postkolonial eingefärbten Perspektiven der „imperialen Idee“ der Habsburgermonarchie an.

Exemplarisch seien hier drei Beiträge genannt: Andriy Zayarniuk diskutiert in seinem Essay den Nutzen einer solchen Perspektive für das Verständnis der Geschichte Galiziens im 19. Jh. und versucht dabei Missverständnisse aus dem Weg zu räumen, etwa, dass es dort ein „Standardmodell von kolonialer Herrschaft“ gegeben habe. Franz Leander Fillafer zeigt hingegen auf instruktive Weise, wie sich um 1800 die imperiale Idee und zivilisierende Mission der Monarchie aus dem aufgeklärten Absolutismus ergeben und mit einem reichsbezogenen imperialen Patriotismus und dem Katholizismus verbunden haben. Christoph Augustynowicz präsentiert am Beispiel des Vampirismus Abgrenzungsdiskurse in Galizien, die sich allmählich zu einer Reiseliteratur über Galizien transformierten, und kommt zu dem Ergebnis, dass der Vampir in geradezu paradigmatischer Weise den Diskursen der sozio-ökonomischen Distinktheit und der ethnisch-sprachlich-religiösen Differenz gedient habe. Dass postkoloniale Perspektiven fruchtbringend für die Analyse des Verhältnisses nicht nur von Wiener Zentrum und Peripherie, sondern auch zwischen den galizischen Nationalitäten sein können, zeigen etwa die Beiträge von Surman und Burkhard Wöller, wodurch auch die polonisierende Politik als kolonial interpretiert wird. Surman widmet sich den Diskursen über die Sprachhegemonie nach der Revolution 1848/49, also der Positionierung des Polnischen zum Deutschen als Reichssprache und zum Ruthenischen/Ukrainischen, wobei das Polnische im Gegensatz zum Ruthenischen als Kultursprache gesehen wurde. Es gelingt dem Vf. so, die Janusköpfigkeit des „colonised-colonier“-Diskurses herauszuarbeiten. Die Analyse polnischer und ruthenischer Historiografie über die Annexion Rotreußens im 14. Jh. von Wöller zeigt die Verwobenheit der Argumentationsmuster auf: Während der hegemoniale polnische historische Diskurs die Zivilisierungsmission in den Vordergrund stellt, zeigen ruthenische Historiker einerseits die hohe kulturelle Entwicklung Rotreußens vor der Annexion, um die postulierte polnische Mission abzulehnen und zu demonstrieren, dass autonome Entwicklung nicht mehr möglich gewesen seien. Er zeigt aber andererseits, dass gerade diese Ereignisse zu einer Festigung der ruthenischen Identität im 19. Jh. führten und letztlich, wenn auch indirekt, die nationalen Antagonismen schürten. Zu einem weiteren Aspekt führt Leszczawski-Schwerts Beitrag über die innergalizischen und innerjüdischen Hegemonial- und Distinktionsdiskurse zwischen Assimilation und Zionismus: Einerseits verdeutlicht sie, dass auch polnische Frauen gegenüber Frauen mit einem anderen nationalen Hintergrund eine dominante Attitüde vertraten, andererseits weist sie darauf hin, dass der zionistische Diskurs geprägt gewesen sei von männlich-dominanten und weiblich-untergeordneten Kategorisierungen im Sinne Edward Saids, sodass Frauen als Projektionsfläche und als Objekte männlicher zionistischer Interessen gesehen worden seien.

Hingewiesen sei noch auf die vorbildliche Publikationsform des Themenheftes: Die Printversion umfasst die polnischen, die Online-Version die englischen und deutschen Beiträge. Insgesamt gelingt es dem Heft, die Existenz und das Funktionieren Galiziens als

Kronland der Habsburgermonarchie zu überdenken. Letztlich wird auch die Verklärung Galiziens als Ort eines friedvollen Multikulturalismus mit dem Bild des „galizischen Elends“ konfrontiert und kritisch überdacht – der Ansatz der *postcolonial studies* ist hier gewinnbringend genutzt worden.

Insgesamt machen die hier besprochenen größeren und kleineren Studien und die in ihnen aufgeworfenen Fragestellungen deutlich, dass Galizien auf Grund seiner ethno-konfessionellen Struktur ein reiches Forschungsfeld bietet, das nach wie vor ein wichtiger Ansatzpunkt für Studien sein wird, in denen insbesondere kulturwissenschaftlich inspirierte Fragen nach Verflechtung und Interdependenzen zwischen den Nationalitäten, aber auch zwischen Zentrum und Peripherie thematisiert werden. Alle genannten Studien verweisen aber auch noch auf zahlreiche Desiderate, sodass das Forschungsfeld Galizien auch in den nächsten Jahren höchst ertragreich zu beackern ist.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Ane Bysted, Carsten Selch Jensen, Kurt Villads Jensen, John H. Lind: Jerusalem in the North. Denmark and the Baltic Crusades, 1100-1522. (Ostremer. Studies in the Crusades and the Latin East, Bd. 1.) Brepols. Turnhout 2012. XIV, 393 S., 57 Ill. ISBN 978-2-503-52325-5. (€ 75,-)

Das zu besprechende Buch geht auf eine dänische Monografie¹ zurück und stellt in der vorliegenden englischsprachigen Fassung den ersten Band in einer neuen Serie zu den Kreuzzügen und dem Heiligen Land dar, die von namhaften Kreuzzugs- und Ordenshistorikern betreut wird. Es handelt sich um das Resultat eines Forschungsprojekts zu dem Thema „Denmark and the Crusading Movement – The Integration of the Baltic Region into Medieval Europe“, dessen Ziel es war, die bis dahin kaum existierende dänische Forschung zur Kreuzzugsbewegung voranzutreiben.² Das Buch ist als Einführung für Studenten und andere Interessierte konzipiert – das zeigen schon die grauen Kästen im Text; dort werden als wichtig erscheinende Termini, z.B. „Wend and Wendish“ (S. 24), kurz definiert. Die Autoren bemühen sich, alle wichtigen Phasen der nördlichen Kreuzzüge abzudecken. So werden chronologisch behandelt: die Slawenkreuzzüge vor 1147³, der Wendenkreuzzug 1147, die dänischen Kreuzzugs-„Institutionen“⁴, die dänische Kreuzzugsbewegung nach Finnland und Estland sowie ins Pruzzenland; schließlich wird noch „The Dream of the Baltic Empire“ unter Erich VI. von Dänemark (1274-1319) behandelt und dann ein Ausblick in die Kreuzzugsbewegung ab 1346 bis in die Frühe Neuzeit gegeben. Die restlichen Kapitel flankieren das dänische Narrativ (z.B. Kap. 11 „Teutonic Knights and Mendicants: New Actors in Prussia and Livonia“).

Vieles von dem, was im Herzstück des Bandes (Kap. 7-12) zur Geschichte der dänischen Kreuzzugsbewegung im baltischen Raum vom 12. bis zum 14. Jh. geschildert wird, ist bekannt (z.B. die längeren Passagen über Heinrich von Livland und seine Chronik oder

¹ ANE BYSTED, CARSTEN SELCH JENSEN, KURT VILLADS JENSEN, JOHN H. LIND: Danske korstog. Krig og mission i Østersøen, København 2004.

² Profunde, englische Publikationen zu dem Thema waren hingegen vorhanden: WILLIAM URBAN: The Baltic Crusade, DeKalb 1975; ERIK CHRISTIANSEN: The Northern Crusades, London 1980.

³ Die Bezeichnung als „Wendenkreuzzüge“ (Wendish Crusades) ist etwas irritierend, geht es doch in dem Kapitel vornehmlich um die Pomoranenmission Ottos von Bamberg; auch kann man sie strenggenommen nicht als „Kreuzzüge“ bezeichnen, da sie nicht durch einen päpstlichen Aufruf eingeleitet wurden.

⁴ Gemeint sind Voraussetzung und Logistik der dänischen Kreuzzugsbewegung. Es ist u.a. von Burgen, Städten, Finanzierung und Ausstattung von Kreuzzugsrittern die Rede.

die Missionstätigkeit von Meinhard), wird aber nun aus dem dänischen Blickwinkel beschrieben und hat daher grundsätzlich seinen eigenen Wert. Leider hatten eben die dänischen Kreuzfahrer keine Chronisten wie Heinrich von Lettland oder Peter von Dusburg an Bord, welche die deutsche Eroberung, Missionierung und Besiedlung so konturiert beschreiben. So sehen sich die Autoren gezwungen, vieles aus dem gedruckten Urkundenmaterial (insbesondere *Diplomatarium Danicum*, *Danmarks middelalderlige annaler*) abzuleiten – eine Quellengattung, die traditionell die Gefahr ungesicherter Thesenbildung birgt. So auch hier: Es ist beispielsweise nicht sicher, dass Christian, erster Bischof im Pruzzenland, tatsächlich aus Kolbatz kam und daher im Grunde ein „Däne“ war. So wird es aber von den Autoren dargestellt, die ihn in einem Zuge mit der Expansionspolitik von Waldemar II. nennen (S. 232-235).

Auch wird die Chance verpasst, angesichts des geringen schriftlichen Quellenmaterials archäologische Forschung einzubeziehen; nur einmal wird eine Ausgrabung einer militärischen Siedlung an der Grenze zum Polocker Fürstentum länger besprochen (S. 191 f.) – hier hätte man sicherlich mehr über neuere Forschungen zu „internationalen“ Handelsemporien wie Truso oder Wiskiauten sagen können.

Problematisch scheint mir des Weiteren der an mehreren Stellen laxer Umgang mit dem Begriff „Kreuzzug“ zu sein. Wenn ein Autor bzw. eine Quelle der Zeit diesen Begriff nicht nutzt, wie beispielsweise Saxo für den Kriegszug Knuts nach Kammin, wo er 1185 Bogislaw unterwarf, sollte man ihn nicht künstlich erzeugen. Da die Kamminer Geistlichen Knut als Christen um Schonung baten, halten die Vf. es für angebracht, den Beteiligten zu unterstellen, dass sie den Kriegszug als Kreuzzug ansahen. Selbstverständlich waren alle Kriegszüge gegen vermeintlich heidnische Fürsten dieser Zeit und auch noch im Spätmittelalter mit der Frage nach der Christlichkeit des jeweiligen Opponenten verbunden, aber das machte sie noch nicht zu Kreuzzügen. Entgegen ihrer eigenen Definition von Kreuzzug – eben der förmliche Aufruf durch den Papst und das ganz greifbare Ritual des „Kreuznehmens“ durch die Kämpfer (S. 10) – nennen die Autoren die frühen bewaffneten Konflikte gegen die heidnischen Slawen ebenfalls „Kreuzzüge“ (S. 28) und beziehen sich auf Chronisten wie Helmold von Bosau oder Saxo Grammaticus. Diese haben aber lange nach dem Aufruf zum ersten Kreuzzug geschrieben, und es liegt nahe, dass sie den frühen dänisch-slawischen Konflikten eine religiöse Färbung geben wollten. Der entscheidende Unterschied zum Wendenkreuzzug war doch eben die päpstliche Approbation.⁵

Zudem beschränken die Autoren ihre Quellenanalysen auf ein Minimum, so z.B. hinsichtlich der päpstlichen Bulle von Eugen III. *Divini Dispensatione* vom 11. April 1147, die zum Wendenkreuzzug aufrief und den dänischen und sächsischen sowie polnischen Fürsten dazu diente, die zwischen ihnen liegenden heidnischen Fürstentümer aufzuteilen. Man hätte erwarten können, dass diese zentrale Quelle länger besprochen und nicht nur knapp erwähnt wird (S. 46). Insgesamt zieht sich diese Tendenz zur Oberflächlichkeit durch den ganzen Band: Das vierte Kapitel beispielsweise beschäftigt sich mit den praktischen Problemen von Kreuzzügen: Kreuzzugspredigten in Dänemark, Finanzierung, Ausstattung usw. Die Beschreibung bleibt aber dennoch sehr allgemein: Aussagen wie „Crusades were expensive, and while the crusader was away he risked losing his land and his income to avaricious neighbours“ (S. 94) hätten mit Beispielen aus Dänemark angereichert werden müssen.

Als geradezu störend kann man bisweilen die Vergleiche und die Wortwahl empfinden: Es irritiert, wenn die Autoren George W. Bushs „Heiligen Krieg“ (crusade) gegen Irak und Afghanistan damit abtun (S. 10), dass er sich in einer amerikanischen Tradition befunden

⁵ Zuletzt JAN-CHRISTOPH HERRMANN: Der Wendenkreuzzug von 1147, Frankfurt a.M. u.a. 2011, S. 24 f., der mit Carl Erdmann zwischen „heiligen Kriegen“ und „Kreuzzügen“ unterscheidet.

habe, da schon 1948 Dwight Eisenhower ein Buch unter dem Titel *Crusade in Europe* herausgebracht habe. Wenn sie über den Erfolg der Schweden in Finnland schreiben, „that the Swedes did not create the kind of apartheid society that developed in Danish Estonia and the other territories south of the Gulf of Finland“ (S. 332), dann kann man sich schon fragen, ob das Wort „Apartheid“ wirklich angebracht ist. Auch fragt man sich, was genau der „Order of the Hospitallers of St Mary of the German House“ (S. 326) ist, dem der Bruder von Waldemar IV. Atterdag, Otto, 1346 beitrug.

Gelingen scheint mir das Gegenüberstellen und Abwägen historiografischer und hagiografischer Quellen zu bestimmten Ereignissen (z.B. zur Eroberung von Arkona auf Rügen). Für den nicht-dänischen Leser dürften bestimmte Details aus dem Kapitel „The Russians and the Early Phase of the Baltic Crusades“ neu und interessant sein; auch die wichtige Rolle von Anders Sunesen, Erzbischof von Lund, seit 1204 vom Papst als Legat für die nordischen Gebiete eingesetzt und von Heinrich von Lettland für seine Missionierungsleistung bei den livländischen Stämmen gelobt, ist bislang kaum bekannt. Die Autoren weisen weiterhin recht überzeugend auf die Einseitigkeit des *Chronicon Livoniae* von Heinrich von Lettland in Bezug auf das dänische Engagement in Livland (Estland) hin – in den ersten 20 Jahren des 13. Jh. bringt er kaum Nachrichten über die dänische Anwesenheit in Livland, auf die aber aus anderen Quellen doch geschlossen werden kann.

Trotz dieser interessanten Einzelbeobachtungen, die vor allem dem dänischen Blickwinkel geschuldet sind, bietet das Werk auf weiten Strecken reines Handbuchwissen – aber leider nicht auf der Höhe der aktuellen Literatur, wenn z.B. im Unterkapitel „Castle Building and Town Foundations in Prussia“ grundlegende Arbeiten der letzten Jahre nicht wahrgenommen werden.⁶ Die sofort ins Auge fallende Fußnotenarmut findet, nach eingehender Lektüre, ihre Bestätigung: Die aktuelleren polnischen, baltischen und deutschen Forschungsarbeiten wurde nicht einbezogen.

Warszawa

Grischa Vercamer

⁶ So z.B. TOMASZ TORBUS: *Die Konventsburgen im Ordensland Preußen*, München 1998; CHRISTOFER HERRMANN: *Burgen im Ordensland. Deutschordens- und Bischofsburgen in Ost- und Westpreußen*, Würzburg 2006.

Wiebke Rohrer: Wikinger oder Slawen? Die ethnische Interpretation frühpiastischer Bestattungen mit Waffenbeigabe in der deutschen und polnischen Archäologie. (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 26.) Verl. Herder-Inst. Marburg 2012. VIII, 257 S., Ill. ISBN 978-3-87969-376-4. (€ 38,-)

In ihrer 2011 in Freiburg verteidigten Dissertation widmet sich Wiebke Rohrer einem zentralen Aspekt der deutsch-polnischen archäologischen Wissenschaftsgeschichte, indem sie die ethnischen Interpretationen waffenführender Gräber des 10.-12. Jh. in Großpolen und Masowien kritisch hinterfragt. Sie stellt sich zur Aufgabe, exemplarisch anhand dieser Bestattungen diskursgeschichtlich die Ursprünge gewohnter Interpretationsmuster aufzudecken, und versucht somit, neue, weiterführende Wege zu beschreiten. Es ist ihr hoch anzurechnen, sich dieser komplexen Thematik angenommen zu haben. Der Hauptteil der Arbeit beginnt in Kapitel 4 mit drei Fallbeispielen, die mit Bedacht ausgewählt wurden (Łubowo, Lutomiersk und Końskie). Ihm werden in Kapitel 2 und 3 „Kontextinformationen“ (S. 4) vorausgeschickt, nachdem im einleitenden 1. Kapitel Material-, Theorie- und Methodengrundlage der Arbeit dargestellt wurden. Jeweils ein eigenes Kapitel befasst sich dann mit den Quellen, Konzepten und Prämissen der analysierten Interpretationen. Die Schlussfolgerungen werden im 8. Kapitel dargelegt, das sowohl Ergebnisse der Studie als auch von R. festgestellte Forschungsdesiderata beinhaltet. Ein Ausblick versucht im 9. Kapitel, den Wert der vorgelegten Arbeit für die aktuelle archäologische Forschung zu bestimmen, bevor ein Fundstellenverzeichnis („Fundortliste“), ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Orts- und Personenregister den Band beschließen.

Leider lassen R.s Ausführungen strukturelle Mängel erkennen, die sich formal z.B. in der inkorrekten hierarchischen Textgliederung äußern. Regelmäßig führt sie ein Kapitel oder Unterkapitel mit einem untergeordneten Sinnabschnitt ein, der nicht als solcher gekennzeichnet ist und dessen Funktion daher unklar bleibt. Besonders auffällig ist das in Kapitel 2 „Archäologische Interpretation von Grabfunden“, wo der (unbenannte) Abschnitt vor 2.1 über drei Seiten umfasst. Dieses Kapitel gehört auch inhaltlich zu den schwächsten der Arbeit. R. kritisiert hier mit beherrschendem Unterton vor allem das „Konzept der ethnischen Deutung“, wobei sie wiederholt Behauptungen vorbringt, die sie nicht ausreichend belegt. Beispielsweise wird pauschal der archäologische Kulturbegriff verurteilt und mit dem allgemeinen Vorwurf des Zirkelschlusses verbunden anstelle einer wünschenswerten differenzierten und konstruktiven methodischen Kritik des mitunter problematischen Umgangs mit dem Kulturbegriff (S. 21 f.). Das Konzept der archäologischen Kultur ist, methodisch sauber angewandt, sehr wohl ein probates Mittel, sich dem Verständnis vergangener Lebenswelten zu nähern.

Hier deutet sich bereits an, was sich bedauerlicherweise durch das ganze Buch zieht, nämlich dass R. von bestimmten (nicht explizit genannten) Grundannahmen ausgeht, die das Ergebnis ihrer Untersuchung vorwegnehmen – wie sie es selbst mit Bezug auf Manfred Eggert als Gefahr in Hinblick auf eine voreingenommene Wahrnehmung formuliert (S. 157). Selbst „bestimmte Formulierungen und Ausdrucksweisen“, die R. als „kennzeichnend für derartige methodische Fragwürdigkeiten“ herausstellt, weil sie „eine größere Sicherheit in der Argumentation implizieren als angebracht“ (S. 157), finden sich regelhaft in R.s eigener Argumentation. Als einige häufig auftretende Beispiele seien nur genannt: „allgemein“, „stark verbreitet“, „absolut“, „offensichtlich“, „überdeutlich“, „immer und ausschließlich“ (passim). Die vorgefasste Meinung und Zielstellung wird bisweilen implizit genannt (so z.B. S. 140: „die ethnische Deutung der Kriegergräber endgültig und entschieden in Frage zu stellen“). Sie bestimmt den Grundtenor der gesamten Ausführungen. Dies ist m.E. der Hauptkritikpunkt. Das Werk liest sich teilweise wie eine Polemik gegen bestimmte Archäologenpersönlichkeiten (z.B. Michał Kara). Eine kontextuell analysierende Betrachtungsweise fehlt bedauerlicherweise, sowohl wissenschaftsgeschichtlich als auch das Konzept der ethnischen Deutung betreffend. Damit meine ich nicht die „Kontextualisierung anhand politischer und zeitgeschichtlicher Großereignisse“, die R. zu Recht nicht vornimmt (S. 180), sondern vor allem die Fachgeschichte der frühgeschichtlichen Archäologie, die zu Unrecht völlig außen vor gelassen wird, denn das Fach hat seine Wurzeln in der Verbindung materieller Hinterlassenschaften mit Schriftquellen und also ganz wesentlich in der ethnischen Interpretation. Eine echte Emanzipation als eigenständige Disziplin mit neuen Fragestellungen und Interpretationsansätzen findet erst seit etwa einer Generation statt und geht auch einher mit einer Neubewertung der Schriftquellen durch die Historiker. Diesem Umstand schenkt R. in ihrer Darstellung viel zu wenig Beachtung (z.B. S. 134), obwohl sie die wissenschaftsgeschichtliche Ausrichtung ihrer Arbeit mehrfach betont. Die fehlende Differenzierung nach wissenschafts- und zeitgeschichtlichem Kontext birgt die Gefahr, wichtige Mechanismen der Tradierung von Deutungsmustern zu übersehen, weil der individuelle Anteil der Forscherpersönlichkeiten überbewertet wird. Durch die Ausklammerung der zeitgeschichtlichen und wissenschaftspolitischen Einbindung, die nicht einem „nächste[n] Arbeitsschritt“ (S. 181) überlassen bleiben sollte, sondern eigentlich Kern der Diskursanalyse hätte sein sollen, hat R. leider viel Potenzial für die aktuelle archäologische Forschung verschenkt.

Auch methodisch können R.s Ausführungen nicht durchweg überzeugen. Neben einzelnen diskussionswürdigen Punkten, wie beispielsweise, dass R. eine geringe *Anzahl* ausgewählter kulturdefinierender Merkmale für eine archäologische Kultur als „entscheidenden methodischen Fehler“ (S. 23) benennt, indem sie sie mit einer „geringen Quellenbasis“ gleichsetzt und der Qualität der Merkmale keinerlei Beachtung schenkt, sind grundsätzliche Mängel in der Argumentation schwerwiegender. Zunächst erfreulich ist in der Einleitung ein Abschnitt „Definitionen“, in dem u.a. der Gebrauch der Begriffe „frühpiastisch“

und „skandinavisch“ erläutert wird. Die exakte räumliche Eingrenzung („eher großzügig bemessene Ausdehnung“, S. 7) des „frühen Piastenreichs“ – und damit des Arbeitsgebiets – fehlt allerdings ebenso wie das genaue Verständnis der verwendeten „geografische[n] Herkunftsbezeichnung [...] skandinavisch“ (S. 5), die mitnichten als „klare Ausdrucksweise“ (S. 125) bezeichnet werden kann, wenn keine klare Definition erfolgt; Letzteres insbesondere in Hinblick auf die Beziehung zur „Ostsee als Kernraum“, wie Heiko Steuer es formulierte.¹ Die Definitionen der zentralen Begriffe „Ethnos“ und „Ethnizität“ fehlen ebenfalls; das weite Feld der Identitäten beschränkt R. auf die ethnische Identität (besonders S. 44), obwohl davon ausgegangen werden muss, dass christliche und soziale Identitäten nicht minder bedeutende Rollen im Untersuchungszeitraum spielten. Eine bisweilen unpräzise Verwendung von Begriffen und Formulierungen wird darüber hinaus deutlich, wenn z.B. „Kriegsbeute, Schenkung, Tausch o.Ä.“ mit einem „allgemein wirtschaftliche[n] Verständnis“ gleichgesetzt wird (S. 100) oder regelhaft „statuieren“ anstelle von „konstatieren“ gebraucht wird (passim).

Bedauerlicherweise verzichtet R. darauf, klare Kriterien zu entwickeln, nach denen ihr Textkorpus diskursgeschichtlich analysiert wird. Insofern setzt sie sich selbst dem von ihr vielfach vorgebrachten Vorwurf unbegründeter Prämissen aus, den R. letztlich in der vehement formulierten Anklage münden lässt, dass „die gesamte frühe deutsche Forschung letztendlich auf der Kossinna'schen Siedlungsarchäologie“ beruhe, wobei „Kossinna zeitlebens“ „die Belege für diese Prämisse“ schuldig geblieben sei (S. 144). Ohne an dieser Stelle die Bewertung der Person Gustaf Kossinnas thematisieren zu wollen, greift der von R. derart präsentierte Ansatz m.E. viel zu kurz. Zielführend im Sinne einer schlüssigen Argumentation wären die klare Benennung der Prämissen für die archäologischen Interpretationen des Untersuchungsgegenstands gewesen, ihre Widerlegung (anstelle der Forderung von Belegen!), die Herausarbeitung ihrer zeitgeschichtlichen Bedingtheit und vor allem die Mechanismen ihrer Tradierung anhand klarer Kriterien. Diese Systematik gelingt R. letztlich nicht, weshalb ihre Analyse leider trotz der interessanten Themenstellung zum großen Teil in einer Polemik zwischen polnischen und deutschen Autoren mündet; paradoxerweise ohne dass sie diese von ihr getroffene ethnische (?) Fokussierung in irgendeiner Weise thematisieren oder begründen würde.

Nachdem sich inzwischen durch die fundamentale Kritik an ethnischen Interpretationen in der Archäologie vor allem durch Sebastian Brather ein diesbezügliches Problembewusstsein in der aktuellen Forschung etabliert hat, ist es an der Zeit, diese Kritik in konkreten und differenzierten archäologischen Forschungen umzusetzen. In dieser Hinsicht schöpft R. das große Potenzial ihrer Analyse leider nicht aus. Es bleibt zu hoffen, dass sie diesen von ihr selbst in Aussicht gestellten nächsten Schritt (S. 181 f.) noch gehen wird.

Göttingen

Jens Schneeweiß

¹ HEIKO STEUER: Die Ostsee als Kernraum des 10. Jahrhunderts und ihre Peripherien, in: Siedlungsforschung. Archäologie – Geschichte – Geographie 22 (2004), S. 59-88.

Martin Wihoda: Die sizilianischen Goldenen Bullen von 1212. Kaiser Friedrichs II. Privilegien für die Přemysliden im Erinnerungsdiskurs. Übers. von Jiří Knap, bearb. von Karel Hruza, Daniel Luger, Marcus Schmidt und Anett Winter. (Regesta Imperii, Beihefte: Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Bd. 33.) Böhlau. Wien u.a. 2012. 330 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-205-78838-6. (€ 49,-)

Das hier besprochene Buch ist die erweiterte und überarbeitete deutsche Fassung der Habilitationsschrift des Verfassers, die er 2004 vorlegte und 2005 in tschechischer Sprache

veröffentlichte.¹ Es handelt sich um eine kritische Analyse nicht nur der von Friedrich II. im Jahr 1212 für Böhmen bzw. die Přemysliden erlassenen Privilegien selbst, sondern – zumal sie eine herausragende Stelle in der böhmischen bzw. tschechischen Erinnerungsgeschichte einnehmen – auch ihrer Rezeption. Martin W i h o d a gehört zur jüngeren, mit der Brüner Universität verbundenen Generation tschechischer Mediävisten und hat sich vor allem mit seiner modernen, kritisch angelegten Monografie über Mährens älteste Geschichte einen Namen gemacht.² Nach mehreren Mähren und eher das 11. und 12. Jh. betreffenden Studien hat er nun eine ausführliche Monografie zu den genannten Urkunden Friedrichs II. vorgelegt, in der er sich – wie auch in seiner Mähren-Monografie – mit den Thesen des Prager Mediävisten Josef Žemlička auseinandersetzt.

Abgesehen von der obligatorischen Einleitung und dem Anhang, in dem der Text der Urkunden, ferner genealogische Tafeln und die Bibliografie untergebracht sind, ist das Werk in sechs thematische Hauptkapitel unterteilt. Diese lauten „Stätte der Erinnerung“, „Erinnerung der Urkunde“, „Erinnerung in der Urkunde“, „Mocran et Mocran“, „Urkunde in der Erinnerung“ und „Bedeutung und Bewertung“. Allein schon die Titel zeugen davon, dass der Vf. sowohl den äußeren als auch den inhaltlichen Elementen der Urkunden viel Aufmerksamkeit widmet und die einzelnen Teilfragen im Hinblick auf die erinnerungsgeschichtlichen Probleme der Urkunden behandelt.

Das Buch dekonstruiert tradierte und neu begründete Auffassungen der böhmischen, tschechoslowakischen und neuerdings tschechischen Historiografie in Bezug auf die Frage nach der verfassungsrechtlichen Entwicklung, der „verfassungsmäßigen“ Unabhängigkeit Böhmens vom Römisch-Deutschen Reich im Mittelalter. Dass die böhmisch-tschechische Historiografie dabei stets dazu neigte, die Vergangenheit rigide in ihren je eigenen verfassungshistorischen oder konstitutionellen Konstruktionen zu beschreiben und zu deuten, kann kaum verwundern. In der Reihe der verfassungstiftenden Dokumente nehmen die sizilianischen Goldenen Bullen eine wichtige Stelle ein, da sie (je nachdem, um wen und um welche historische Periode es sich handelte) Indizien entweder für die Unabhängigkeit oder für die Abhängigkeit Böhmens vom Reich lieferten. Der Vf. kritisiert die seit dem Ende des 19. Jh. nahezu kanonisierte Überinterpretation der Urkunden, die sich schließlich nach dem Ende der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn in der tschechoslowakischen Historiografie verankerte. Seine gründliche Analyse offenbart Umstände und Motive der bisherigen Forschungen, wodurch die Entstehung der Urkunden selbst in ihren ursprünglichen historischen Kontext gerückt wird. Dadurch wird einerseits die in der böhmisch-tschechischen Historiografie dominierende Vorstellung des konstitutionsstiftenden Charakters der Goldenen Bullen hinterfragt und andererseits die Entstehung der von Friedrich II. erlassenen Privilegien als Ergebnis der Umgestaltung des Reiches unter Friedrich Barbarossa dargestellt, als das einst als universales Reich verstandene Gebilde allmählich zu einem freien Verband von Reichsfürsten wurde (vgl. S. 258).

Eine kurze Besprechung kann den zahlreichen, aus der kritischen Analyse erwachsenen Feststellungen W.s nicht gerecht werden, zumal es sich um bedeutende Fragenkomplexe handelt, die schon seit Generationen von der Forschung diskutiert werden. U.a. stellt W. mit Recht die Entstehung des Königtums in Böhmen im Kontext speziell der böhmisch-polnischen (přemyslidsch-piastischen) Beziehungen in Frage, wie überhaupt sich nach Meinung des Rezensenten die Umstände der böhmischen Königserhebungen im 11. und 12. Jh. sowie ihre eventuellen Zusammenhänge mit der ersten Königswürde in Polen und

¹ MARTIN WIHODA: *Zlatá bula sicilská. Podivuhodný příběh ve vrstvách paměti* [Die Goldene sizilianische Bulle. Ein bemerkenswertes Ereignis in den Schichten der Erinnerung], Prag 2005.

² Vgl. DERS.: *Morava w době knížeci 906-1197* [Mähren zur Zeit des Herzogtums, 906-1197], Brno 2010.

mit dem Scheitern ihrer Fortsetzung nur in einem breiteren ostmitteleuropäischen Kontext klären lassen. Es ist jedenfalls zu hoffen, dass dieses Buch, ebenso wie die zu Mähren vorgelegte Monografie des Vf., lebhaft Diskussionen in der Forschung anstoßen wird.

Pécs

Daniel Bagi

Grischa Vercamer: Siedlungs-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte der Komturei Königsberg in Preußen (13.-16. Jahrhundert). (Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, Bd. 29.) Elwert, Marburg 2010. IX, 656 S., DVD. ISBN 978-3-7708-1339-1. (€ 72,-)

Aufgrund der ausgesprochen reichhaltigen und dichten archivalischen Quellenüberlieferung eignet sich das mittelalterliche und frühneuzeitliche Preußen in besonderem Maße für auf Geoinformationssysteme (GIS) gestützte historische Untersuchungen und Dokumentationen. Obwohl GIS-gestützte Ansätze nicht zuletzt in der historischen Geografie schon seit längerer Zeit für die digitale Rekonstruktion historischer Kulturräume zum Einsatz kommen, wird das Verfahren, die aus dem überlieferten Quellenmaterial erhobenen und ausgewerteten Daten in einem GIS zu dokumentieren, für das mittelalterliche und frühneuzeitliche Preußen erstmals von Grischa Vercamer in seiner umfangreichen Siedlungs-, Sozial- und Verwaltungsgeschichte der Komturei Königsberg genutzt.

Der Autor verfolgt dabei zwei übergeordnete Ziele. Im Zentrum der Darstellung steht die Besiedlungsgeschichte der Komturei Königsberg, des in exponierter Grenzlage liegenden und daher strategisch bedeutsamen Verwaltungsbezirks des Obersten Marschalls, eines hochrangigen Würdenträgers des Deutschen Ordens. Die dabei gewonnenen Ergebnisse werden in einem zweiten Schritt in den übergeordneten Kontext der mittelalterlichen Ostsiedlung eingeordnet. Dabei erstreckt sich der Untersuchungszeitraum über insgesamt 300 Jahre, sodass der Autor auch die frühneuzeitliche Geschichte der Region berücksichtigt und die Studie nicht mit der markanten Zäsur von 1466, dem Zweiten Thorner Frieden und der Niederlage des Deutschen Ordens gegen Polen-Litauen, enden lässt. Inhaltlich sinnvoll ist das Hinausgreifen über das Jahr 1466 hinaus nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass der Untersuchungsraum nach 1466 nicht an Polen fiel, sondern beim Orden verblieb. Somit orientiert sich die Arbeit an zwei Querschnitten: an dem mittelalterlich geprägten, geistlichen Gebiet und – nach 1525 – an dem weltlich ausgerichteten Herzogtum Preußen.

Die Darstellung weist insgesamt neun übergeordnete Kapitel auf: Auf die Einleitung, in der auch die Methodik zum Erstellen digitaler Karten knapp erläutert wird, folgt eine Einführung in die natur- und kulturräumliche Ausgangslage, deren Berücksichtigung zusätzlich die bereits in der Einführung unter Verweis auf den Geografen Klaus Fehn geforderte Verschmelzung geografischer und geschichtswissenschaftlicher Arbeitsweisen unterstreicht. Im Anschluss folgt eine klassische Verwaltungsgeschichte der Komturei Königsberg, auf die eine umfangreiche Analyse der ländlichen Siedlungsstrukturen aufbaut, die mit einem Vergleich der Siedlungsstrukturen von 1400 und 1540 schließt. Auf die weiteren Kapitel verteilt sich schließlich die Analyse der verschiedenen sozialen Schichten im Untersuchungsraum, angefangen mit dem Stand der Freien über die Bauern bis hin zu sonstigen sozialen Schichten wie beispielsweise Krügern und Müllern. An die Schlussbetrachtung schließt sich ein voluminöser Anhang von 177 Seiten an, der sich in einen (kleineren) Quellenabschnitt und umfangreiche tabellarische Zusammenstellungen (z.B. eine Übersicht über die Sozialstruktur in preußischen, litauischen und kulmischen Dörfern) unterteilt.

Besonders hervorzuheben ist das die einzelnen Abschnitte illustrierende, reichhaltige Kartenmaterial, dessen besonderer Wert nicht zuletzt in den detaillierten Maßstäben liegt und das sowohl in gedruckter Form in einer zusätzlichen Kartentasche als auch auf einer beigefügten DVD vorliegt. Nur auf der DVD befindet sich naturgemäß auch das eigentliche Geoinformationssystem, für dessen Nutzung sich der Leser allerdings zunächst ein auf der DVD befindliches Programm installieren muss (das allerdings nicht auf Apple-Ge-

räten läuft). Dennoch nicht auf die gedruckten Karten zu verzichten, ist aber sicherlich sehr sinnvoll, da DVDs für eine Langzeitsicherung der Ergebnisse nicht unbedingt als das geeignetste Medium erscheinen und die Nutzung der elektronischen Karten somit stets von verfügbarer Soft- und Hardware (und Nutzerpräferenzen?) abhängig sein wird.

Es bleibt daher zu hoffen, dass auch die digitale Dokumentation der Ergebnisse dieser gelungenen Darstellung von langer Nutzbarkeit bleibt und nicht allzu schnell der rasanten technischen Weiterentwicklung zum Opfer fällt. Denn insgesamt hat der Autor eine auf breiter Quellenbasis erstellte, facettenreiche Darstellung der ländlichen Schichten in einer bedeutenden preußischen Deutschordenskomturei vorgelegt, deren 300-jähriger Untersuchungszeitraum auch die Analyse langfristiger Entwicklungen erlaubt und die der klassischen Geschichtswissenschaft mit dem methodischen Einbezug der historischen Geografie sicherlich auch einen interessanten Einblick in eine andere wissenschaftliche Disziplin bietet.

Berlin

Annika Souhr-Könighaus

Regesten zu den Briefregistern des Deutschen Ordens. Die Ordensfolianten 2a, 2aa und Zusatzmaterial. Hrsg. von Sebastian Kubon und Jürgen Sarnowsky. Mit einem Nachdruck von Kurt Lukas: Das Registerwesen der Hochmeister des Deutschen Ritterordens, maschinenschriftl. Phil. Diss. Königsberg 1921. (Beihefte zum Preußischen Urkundenbuch, Bd. 1.) V&R Unipress. Göttingen 2012. 287 S. ISBN 978-3-8471-0019-5. (€ 44,99.)

Mit dem ersten Band der neuen Reihe *Beihefte zum Preußischen Urkundenbuch* ist den Bearbeitern und Herausgebern eine editorische Glanzleistung gelungen, zu der man alle Beteiligten nur beglückwünschen kann. Es handelt sich um die ersten Ergebnisse des an der Universität Hamburg angesiedelten DFG-Projekts „Erschließung und virtuelle Rekonstruktion der älteren Register der Kanzlei des Deutschen Ordens“ mit Arno Mentzel-Reuters (München) und Jürgen Sarnowsky (Hamburg) als Reihenherausgeber namens der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung. Gegenstand dieses ersten Bandes sind die in der XX. Hauptabteilung (Historisches Staatsarchiv Königsberg) im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin aufbewahrten Ordensfolianten 2a (161 Registerüberlieferungen 1389-1395) und 2aa (16 Überlieferungen 1389-1391), welche früher die Hochmeister-Registranten I bzw. Ia bildeten. Hinzu kommen als Zusatzmaterial zwei Überlieferungen von 1393 auf einem nach 1894 aus dem Folianten 2a herausgetrennten und in das Ordensbriefarchiv der XX. Hauptabteilung eingefügten Blatt.

Als Bearbeiter zeichnen Sebastian Kubon und Sarnowsky, sowie, was die Recherche nach Sekundärüberlieferung in Wilna, Danzig, Posen und Prag betrifft, Annika Souhr verantwortlich. An ihrer Seite standen fünf studentische Mitarbeiter des Projekts: Andreas Beckmann, Nele Kaestner, Tim Albrecht, Isabelle Behrens und Iris Vitense. Den chronologisch aufgeführten Regesten vorangestellt sind teils eine längere Einleitung, teils verschiedene Verzeichnisse, darunter ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis mit Hinweisen auch auf Internetseiten sowie eine Aufstellung der Folianteninhalte nach Seiten. Nach den Indices folgen zwei Konkordanzen mit Angaben über neue Seitenzahlen in den Ordensfolianten und Altpaginierungen in den Hochmeister-Registranten.

Die logisch aufgebaute, akribisch gestaltete und mit vielen scharfsinnigen Beobachtungen verfasste Einleitung (S. 13-77) hat nicht nur für dieses erste Buch der Reihe Gültigkeit, sondern kann und soll auch für die geplanten weiteren Bände als Grundlage und Richtschnur dienen, da sie eine Beschreibung der Editionsgrundsätze beinhaltet. Es werden die Erkenntnisse zur Archivaliengeschichte der Briefregister und die Ergebnisse von Untersuchungen hinsichtlich der bisher unklaren Überlieferungs- und Verzeichnungslage im Ordensarchiv und den Findmitteln dargestellt, ferner wird beschrieben, in welchen Archiven und Bibliotheken in verschiedenen Ländern mit welchem Erfolg bisher nach Sekundärüberlieferung gesucht wurde. Aufgeführt werden Wilna, Kopenhagen, Wien,

Greifswald, Stade, Lübeck, München, Nürnberg, Danzig, Thorn, Posen, Kórnik und Prag. Eine systematische Suche in russischen Archiven und Bibliotheken war im gesetzten zeitlichen Rahmen nicht möglich, aber immerhin konnte der spektakuläre Fund des Berliner Historikers Alexander Baranov in der Handschriftenabteilung der Russischen Staatsbibliothek Moskau vor wenigen Jahren – 16 Bände mit Abschriften von Archivalien zur Geschichte des Deutschen Ordens aus dem Staatsarchiv Königsberg – berücksichtigt werden. Dabei handelt es sich offenbar um eine der Abschriftensammlungen aus Königsberg, die von Johannes Voigt für andere Archive, Bibliotheken und Sammler angefertigt und verschickt wurden und von denen auch zwei Codices im Staatlichen Historischen Archiv in Wilna vorhanden sind.

Von der Einleitung abgesehen, bilden die in zeitlicher Folge angeordneten Regesten der Registerüberlieferungen das Kernstück des Buches (S. 109-210). Bei ihrer Ausarbeitung wurde akribisch nach folgendem Muster vorgegangen: Nach Angabe von Zeit und Ort der Ausstellung des Schreibens folgt ein ausführliches Regest, das alles Wesentliche erfasst. Anschließend finden sich Angaben über „Diplomatische Erörterung“, „[zeitgenössische] Überschrift“, „Überlieferung“, „Findmittel“, „Druck“, „[älteres] Regest“ und „Erwähnung“.

Rund die Hälfte der Eintragungen des Ordensfolianten 2a betreffen die auswärtigen Beziehungen des Deutschen Ordens zu Pommern, Polen und Masowien, vor allem die Außenpolitik zu Pommern. Grund hierfür waren die diplomatischen Verwicklungen, die die Gefangennahme des Herzogs Wilhelm von Geldern durch einen herzoglichen Hauptmann im Bistum Kammin im Jahr 1388 ausgelöst hatte. Auch die 16 Schreiben im Ordensfolianten 2aa haben diesen Vorfall zum Gegenstand. Andere Registerüberlieferungen zeugen von Kontakten mit Skandinavien, England und Böhmen sowie mit schlesischen Herzögen, mit Skirgiello von Litauen und den Städten Breslau, Kampen, Bremen und Frankfurt an der Oder. Von großem Interesse ist u.a. ein Bericht des Großkomturs Konrad von Wallenrode an den römisch-deutschen König Wenzel über den Kriegszug nach Litauen im Jahr 1390 und die dabei erfolgte Belagerung von Wilna, bei der Karigal, ein Bruder des polnischen Königs (und litauischen Großfürsten) Władysław Jagiełło, getötet wurde (Nr. 82). Karigals gewaltsamer Tod führte später zu Verwicklungen des Ordens mit Polen (vgl. dazu Nr. 87 und 104 sowie die Einleitung, S. 56 f.).

Mit dem Nachdruck der bislang nur maschinenschriftlich in wenigen Exemplaren erhaltenen Dissertation von Kurt Lukas aus dem Jahr 1921 – deren Wert nicht zuletzt darin besteht, dass sie Angaben über Ordensregister bietet, die aufgrund von Kriegsverlusten nicht mehr zur Verfügung stehen – schließt dieser ausgezeichnete erste Band der neuen Reihe. Er kann vorbehaltlos als empfehlenswertes Beispiel für moderne Deutschordensforschung in Deutschland bezeichnet werden. Auf den jetzt in abschließender Bearbeitung befindlichen zweiten Band zu den Ordensfolianten 8 und 9 darf man gespannt sein.

Berlin

Sven Ekdahl

The Crimean Khanate between East and West (15th-18th Century). Hrsg. von Denise Klein. (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte, Bd. 78.) Harrassowitz. Wiesbaden 2012. 214 S., Kt. ISBN 978-3-447-06705-8. (€ 54,-)

Gehört das Krimkhanat in die europäische Geschichte der Frühen Neuzeit? Können die Krimataren als Reinkarnation in der Steppe lebender primitiver Räuber und als eine Art Barbarenversion der Osmanen begriffen werden? U.a. auf diese Fragen bietet der von Denise Klein herausgegebene Band Antworten. Er versammelt Beiträge einer Tagung, die im März 2008 an der Ludwig-Maximilians-Universität München stattfand.¹ In ihrer

¹ Von den 18 gehaltenen Vorträgen fanden 12 ihren Weg in den Sammelband. Bedauerlicherweise wurden die Beiträge von Barbara Kellner-Heinkele über die Nogayer im

Einleitung bietet die Hrsg. eine prägnante Überblickdarstellung der Forschung zu den Krimtataren, die vor allem in Russland, Polen, Frankreich, Kanada und der Türkei durchgeführt wird. Sie erwähnt dabei u.a. den türkischen Historiker tatarischer Abstammung Akdes Nimet Kurat (1903-1971), der den Fokus seiner Forschung vor allem auf das 18. Jh. legte und zweifellos zu den wichtigsten Erforschern der tatarischen und osmanischen Geschichte gehört.

Im ersten Beitrag von István Vásáry erlebt der Leser die faszinierende, durchaus politische Geschichte der ersten Jahrzehnte der Existenz des Krimkhanats. In den militärischen Auseinandersetzungen im 15. Jh. zwischen dem Khanat der Krim und der Großen Horde, die tief verfeindet waren, spielten die Allianzen mit Polen-Litauen und Moskau eine bedeutende Rolle. Die nahezu vollständige Vernichtung der Großen Horde durch Mengli Giray 1502 und der darauffolgende lange Aufenthalt ihres letzten Khans Şeyh Ahmed im Großfürstentum Litauen waren durch die militärische Unterstützung Ivans III. und das fehlende Engagement des polnischen Königs Alexander möglich geworden. Der Sieg über das Heer Şeyh Ahmeds wurde von der nationalen russischen Geschichtsschreibung als die endgültige Befreiung vom „tatarischen Joch“ angesehen. Vásáry rückt den bekannten Topos der *translatio imperii* in den Vordergrund seiner Interpretation. Im Selbstverständnis der Tataren blieb die Große Horde in den verschiedenen Khanaten von Kazan, Kasimov, Sibir, Astrachan und vor allem in der dschingisidischen Tradition der Girays auf der Krim während der Frühen Neuzeit jedoch weiterhin erhalten.

Mária Ivanics bietet in ihrem Aufsatz luzide Einblicke in das Machtsystem des Khanats der Krim. Die Macht der tatarischen Khane blieb durch die Anführer der vier tatarischen Sippen (*karaçı*) weitgehend eingeschränkt (im 15. Jh.: Şirin, Barın, Argın und Kıpçak; im 18. Jh.: Şirin, Mansur, Barın und Siciut). Jeder neue Khan musste die Anführer der Sippen (*karaçı beys*) in seine Überlegungen einbeziehen und sich um ihre Anerkennung bemühen. Die *karaçı beys* unterhielten Kontakte mit fremden Herrschern und Würdenträgern und ihre Macht reichte so weit, dass sogar der Khan selbst sie weder absetzen noch töten konnte. Ivanics rückt die legendären Ursprünge des wichtigsten tatarischen Klans, der Şirins, die ihre Anfänge erst Mitte des 14. Jh. erlebten, in den Vordergrund ihrer Betrachtung.

Dariusz Kołodziejczyk greift die stereotype Vorstellung vom Krimkhanat als eines barbarischen Parasitenstaats auf und untersucht die These, die Krimtataren hätten in Osteuropa einen Gleichgewichtsfaktor dargestellt. Seiner Meinung nach werde die Wichtigkeit der Tataren in den ständigen Auseinandersetzungen zwischen Polen-Litauen und Moskau von Osteuropahistorikern weiterhin mit der „Mentalität von Fußballfans“ (S. 48) aufgegriffen: Von polnischen und russischen Historikern würden Tataren häufig dann positiv beschrieben, wenn sie die jeweils eigene Seite unterstützt haben. Im umgekehrten Fall würden sie aber schnell als barbarische Räuber gebrandmarkt. Die Khane der Krim seien jedoch, so Kołodziejczyk, einer Politik des Gleichgewichts gefolgt und hätten stets die schwächere Seite unterstützt.

Obwohl insgesamt eher deskriptiv gestaltet, bietet der auf russischen und polnischen Quellen basierende Aufsatz von Kirill Kočegarov interessante Einblicke in die geopolitische Szene Osteuropas während des Strelitzen-Aufstands in Moskau (1682). Interessanterweise schöpft Kočegarov aus nicht-diplomatischen Quellenbeständen, vor allem Spionageberichten, die von Kaufleuten stammten, die sich in Moskau aufhielten. Kritisch anzumerken wäre, dass der Vf. den anachronistischen Begriff „Russland“ synonym mit „Moskau“ oder „Zarentum von Moskau“ verwendet.

18. Jh. sowie von Sagit F. Faizov über die Beziehungen zwischen Moskau und dem Krimkhanat in der Zeit Islams III. Giray und Mehmeds IV. Giray nicht veröffentlicht.

Gáspár Katkó behandelt in seinem Aufsatz die Versklavung des gesamten transsilvanischen Heeres unter der Leitung von János Kemény während des Feldzugs gegen Polen-Litauen 1657 durch den Krimkhan Mehmet IV. Giray.² Die wichtigsten Gefangenen wurden in der Festung Çufut Kale in der Nahe von Bahçesaray eingekerkert, weniger prominente Ungarn hingegen unter den Tataren verteilt. Diese waren oft über den Rang und die finanziellen Möglichkeiten der Angehörigen der Gefangenen gut informiert (wie im Falle János Keménys) und konnten dadurch Lösegelder in ganz unterschiedlicher Höhe erzielen. Zwischen den Angehörigen der Gefangenen und den Krimtataren vermittelten u.a. armenische, griechische und jüdische Kaufleute, aber auch rumänische Woiwoden. Katkós Meinung nach dauerte es wegen der mangelnden Erfahrung des ungarischen Adels viel länger, ungarische Gefangene zu befreien als polnisch-litauische oder moskowitzische.

Anhand der bis in die 1990er Jahre hinein als verschollen geltenden tatarischen Gerichtsregister liefert Natalia Królikowska eine faszinierende Darstellung der tatarischen Rechtsprechung unter Murad Giray (1678-1683).³ Sie schildert in ihrer Pionierstudie viele Alltagssituationen, die bei der Berücksichtigung ausschließlich polnischer bzw. russischer Quellen unentdeckt geblieben wären. Jeder Untertan auf der Krim hatte das Recht, sein Anliegen vor einem khanischen Gericht zu präsentieren. Die Bezirksgerichte wurden durch verschiedene Richter (*kadi*) besetzt. Auf der Krim existierten zudem größere Landbesitzkomplexe (*beylik*), die in der Praxis unter der Herrschaft verschiedener *karaçi* blieben und nur teilweise von der khanischen Machtausübung erfasst wurden. In der Rechtsprechung schlug sich diese Aufteilung in den höchstwahrscheinlich gemeinsamen Ernennungen der *kadis* für die Territorien der *beyliks* durch die *karaçi beys*, den Khan und den *kalğa* (den ersten Vertreter des Khans) nieder.

Vor dem Hintergrund der aktuellen gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Russen, Ukrainern und Tataren auf der Krim ist der Aufsatz von Kerstin S. Jobst besonders aufschlussreich. Die letzte Phase der tatarischen Halbsouveränität unter Şahib Giray (1777-1783) bis zu der russischen Annektierung und Eingliederung der Krim interpretiert Jobst mit dem idealtypischen Modell der kolonialen *encounters* von Stephen Greenblatt, der diesen Prozess in die Phasen des Anfassens, Katalogisierens, Inventarisierens und Beschlagnehmens unterteilt. Die russischen Aneignungs- und Legitimationsstrategien werden vor allem in der Rhetorik der imperialen Geschichtsschreibung deutlich, wo das Wort „Annexion“ durch die Bezeichnungen „Anschluss“ bzw. „Erwerbung“ ersetzt worden sei. Durch die blutige Belagerung Sevastopol's während des Krimkriegs sowie im Zweiten Weltkrieg verstärkten sich in der kollektiven russischen Erinnerung die „natürlichen“ Rechte Russlands auf die Krim. Bis zum heutigen Tag empfinden russische Eliten, die nicht selten die Sommermonate an der Schwarzmeerküste verbringen, die Krim als ein integrales russisches Gebiet.

Dieser Band wird mit großer Sicherheit in den kommenden Jahren zu einem Standardwerk werden. Die chronologische, thematische und methodologische Breite der Beiträge ermöglicht es sogar, den Sammelband als prägnante Einführung in die neueste Geschichtsschreibung über die Tataren zu verwenden.

Berlin

Mariusz Wiesław Kaczka

² Als neueste Darstellung des Feldzugs von György II. Rákóczi siehe ANDRZEJ GLIWA: *Kraina upartych niepogód. Zniszczenia wojenne na obszarze ziemi przemyskiej w XVII wieku* [Das Land der hartnäckigen Unwetter. Kriegszerstörungen im Przemysler Land im 17. Jahrhundert], Przemysł 2013, S. 513-556.

³ Gerade zur Veröffentlichung vorbereitet wird Królikowskas umfangreiche Darstellung: *Law and Division of Power in the Crimean Khanate. A Study on the Reign of Murad Giray (1678-1683)*, Dissertation Universität Warschau 2010.

Anna Grześkowiak-Krwawicz: Queen Liberty. The Concept of Freedom in the Polish-Lithuanian Commonwealth. (Studies in Central European Histories, Bd. 56.) Brill. Leiden – Boston 2012. 133 S. ISBN 978-90-04-23121-4. (€ 99,-)

Von polnischen Ideen- und Geisteshistorikern, aber auch von westeuropäischen Frühneuzeitlern ist wiederholt konstatiert worden, dass die frühneuzeitliche Republikanismusforschung vor allem anglo-amerikanischer Provenienz (John Pocock, Martin van Gelderen) parallele Entwicklungen im östlichen Europa nicht zur Kenntnis nehmen oder bestenfalls additiv erwähnen. Zugleich bemühen sich polnische offiziöse Bemühungen insbesondere um das neugegründete Museum für polnische Geschichte (Muzeum historii polskiej) für die älteren Epochen gezielt die Bedeutung polnischer Freiheitskonzepte für das gesamte europäische politische Denken herauszustellen. Aus diesen Motiven ist die vorliegende englische Veröffentlichung der renommierten polnischen Spezialistin für die Geistesgeschichte des 18. Jh. entstanden.

Der schmale Band – 135 S., davon 120 S. Text – ist eine kondensierte und stark gekürzte Fassung der polnischsprachigen Monografie, die Anna Grześkowiak-Krwawicz 2006 vorlegte¹, was aber weder in den bibliografischen Angaben noch im Text hinreichend vermerkt wird. Die englische Fassung ist in sechs Kapitel gegliedert und fügt gegenüber der polnischen Ausgabe ein erstes stark synthetisierendes Kapitel ein, in dem die frühneuzeitlichen Verfassungsgrundlagen des polnisch-litauischen Staatsverbands mit Schwerpunkt auf den libertären Tendenzen nachgezeichnet werden („The Polish Szlachta and Their State“). Kapitel 2 „Golden Liberty – a Noble Privilege or Universal Idea“ skizziert das Spannungsverhältnis zwischen ständischen Privilegien und naturrechtlichen Freiheitspostulaten, wobei über die Beteiligung von polnischen Republikanern wie Kazimierz Pułaski und Tadeusz Kościuszko am nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg eine Verbindungslinie zum angelsächsischen Denken hergestellt wird.

Anschließend werden in Kapitel 3 die verschiedenen Ebenen der Aushandlung von Freiheitsvorstellungen nachgezeichnet. Die Autorin differenziert sehr zutreffend zwischen der besonderen Wertigkeit des Rechts in den adeligen Freiheitskonzepten, der antimonarchischen Stoßrichtung der polnischen Freiheitskonzepte und der besonderen Bedeutung der Rhetorik mit dem Konzept der „freien Rede“ in den ständischen Versammlungen. Sachlich unzutreffend wird es in dem Moment, wo G.-K. sogar von „Pressefreiheit“ (S. 63, 66) spricht und dabei die zahlreichen königlichen Zensurmaßnahmen seit Zygmunt I. und vor allem unter Stefan Bathory unterschlägt.

In Kapitel 4 „Freedom in Peril“ wird der besonderen Bedrohungsrhetorik der Freiheitstheoretiker Beachtung geschenkt. Sehr treffend nachgezeichnet wird die auch aktions- und politiktheoretisch gedeutete rhetorische Bedrohungstheorie: Sei die Freiheit angesichts des *absolutum dominium* einmal beschädigt, so sei eine Rückgewinnung kaum möglich. Diese im 17. und 18. Jh. wiederholt nachweisbare Argumentationsfigur wird sowohl auf internationale Tendenzen (die Durchsetzung absolutistischer Regierungsformen in Böhmen und Ungarn) als auch auf die Abgrenzung von einer ordnungslosen, libertären Freiheit zurückgeführt. Kapitel 5 „What was Wrong with Polish Liberty“ beschreibt die zunehmende formelhafte Erstarrung der Freiheitsrhetorik, die zudem durch das ganze 18. Jh. hindurch kaum in praktikable Maßnahmen gegossen worden sei. Schließlich verfolgt das abschließende Kapitel 6 den Übergang von einer bloßen Freiheitsrhetorik zu den Freiheitsakteuren des Kościuszkoaufstands.

Insgesamt bewegt sich die Darstellung sehr stark im Mainstream der polnischen Republikanismusforschung. Sie ist ersichtlich für ein angloamerikanisches Publikum geschrie-

¹ ANNA GRZEŚKOWIAK-KRWAWICZ: Regina libertas. Wolność w polskiej myśli politycznej XVIII wieku [Regina libertas. Freiheit im polnischen politischen Denken des 18. Jh.], Gdańsk 2006.

ben, da durchweg Parallelen von der englischen und amerikanischen Theoriebildung zu polnischen Pendanten geschlagen werden.² Ziel ist es, ältere polnische intellektuelle Leistungen stärker in dem englischsprachigen internationalen Republikanismus-Diskurs zur Geltung zu bringen. Problematisch wird die Argumentation da, wo die Autorin Phänomene des 18. Jh. (etwa der Bezug auf eine einheitliche polnische Nation im letzten Drittel des 18. Jh.) auf die gesamte frühe Neuzeit zurückprojiziert. Gar nicht diskutiert wird die Rezeption des polnischen ständisch-republikanischen Denkens im deutschen und französischen Sprachraum – dies macht die Darstellung fragmentarisch und in ihrer Gesamtaussage einseitig.

Gießen

Hans-Jürgen Bömelburg

² Ähnlich in der Argumentation die polnisch-britische Autorin DOROTA PIETRZYK-REEVES: *Ład Rzeczypospolitej. Polska myśl polityczna XVI wieku a klasyczna tradycja republikańska* [Die Ordnung Polen-Litauens. Das polnische politische Denken des 16. Jh. und die klassische republikanische Tradition], Kraków 2012.

Paul Fleming und das literarische Feld der Stadt Tallinn in der Frühen Neuzeit. Studien zum Sprach-, Literatur- und Kulturkontakt einer Region. Unter Mitarbeit von Heiko F. Marten hrsg. von Mari Tarvas. Königshausen & Neumann. Würzburg 2011. 250 S. ISBN 978-3-8260-4544-8 (€ 39,80.)

Der Gegenstand des vorliegenden Bandes ist in seinem Titel sprechend beschrieben: Die Person des Dichters Paul Fleming (1609-1640) steht im Mittelpunkt, besonders sein Wirken bzw. die Auswirkung seiner Aufenthalte in Reval (Tallinn), einer Stadt, die in der Frühen Neuzeit ihr literarisches Feld bereitete. Die Hrsg. Mari Tarvas, Professorin für Germanistik am Institut für Germanische und Romanische Sprachen und Kulturen an der Universität Tallinn, hat unter Mitarbeit von Heiko F. Marten, Aigi Heero, Merle Jung, Helju Ridali und Maris Saagpakk in diesem Band 16 Aufsätze vereint, die aus einer Tagung, die 2009 in Tallinn unter dem Titel „Paul Fleming, Reiner Brockmann und ihre Nachwirkungen. Sprach-, Literatur- und Kulturkontakte im Baltikum“ stattfand, hervorgegangen sind. Von den beiden Protagonisten steht im vorliegenden Sammelband Fleming im Vordergrund.

Durch die einzelnen Beiträge erhält der Leser mannigfaltige Informationen darüber, wie sich Fleming in das literarische Leben Revals einbrachte (obwohl er dort nur eine sehr kurze Zeit verbringen konnte), welche Autoren ihn prägten, welche allgemeinen literarischen Entwicklungen vor sich gingen, aber auch, wie diese heute in der Literaturwissenschaft beurteilt werden. Reise- und Gelegenheitsdichtung sind Gegenstand einiger Beiträge, genauso wie das Buchwesen, das Bildungswesen, das Sozialwesen, die Rolle der Kirche und Fragestellungen zur Sprache bzw. zu den Sprachen, die die Zeit und auch Fleming beeinflussten. Die Zusammenstellung der Themen könnte fast als Antwort auf eine Forderung Paul Johansens verstanden werden, der 1959 formulierte: „[Flemings] Schaffen wird zumeist nur vom formalen Standpunkt der deutschen Dichtkunst aus gesehen, der historische Hintergrund dagegen tritt stark zurück. Vor allen Dingen aber hat man sein Lebenswerk nur selten in Beziehung zum Osten gebracht, obwohl diese Beziehung so überaus nahe liegt.“¹

Eine auf die Person Flemings fokussierte Arbeit mit einem derart weit gespannten wissenschaftlichen Rahmen, wie ihn der vorliegende Band darstellt, ist sicherlich eine Ausnahme. Auch wenn es hier keine biografische Beschreibung im engeren Sinne gibt, erfährt

¹ PAUL JOHANSEN: Der Dichter Paul Fleming und der Osten, in: *Hamburger Mittel- und Ostdeutsche Forschungen* 2 (1960), S. 9-46, hier S. 9.

der Leser doch viel über die Person Flemings: Angesichts dessen, was er alles erlebt hat, muss sein kurzes Leben intensiv verlaufen und von ständiger Aufnahme sowie schneller Verarbeitung und anschließender Produktion geprägt gewesen sein. Seine gute Ausbildung in Leipzig – mit einem nicht geringen geistlichen Einfluss durch die Thomasschule – und sein Studium dort, das Rezipieren von Martin Opitz *Buch von der Deutschen Poeterey* (1624), die rasche Gestaltung der eigenen dichterischen Form machten Fleming schon in jungen Jahren bekannt. Der auf einer Reise nach Persien eigentlich nicht als lange Unterbrechung geplante Aufenthalt in Reval 1635/36 bedeutete für ihn entscheidende Monate in einer Stadt literarischen Lebens. Damals war Fleming schon ein *poeta laureatus*. Und dennoch drängt es sich auf, die Stadt Reval, ihre Kultur und Geschichte sowie die Person Flemings eng miteinander in Beziehung zu setzen und damit vor allen Dingen die Betrachtung seiner seitdem entstandenen Gedichte in den Fokus zu stellen. Hier spielen insbesondere die Gelegenheitsdichtung und die Reiseliteratur eine Rolle.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, auf jeden einzelnen Beitrag einzugehen. Dennoch soll hier eine Übersicht gegeben werden, und zwar in der durch die Hrsg. festgelegten Reihenfolge der Beiträge. Der Band ist in drei Hauptabschnitte unterteilt: Im ersten steht die Person Paul Fleming im Zentrum, im zweiten Reiseliteratur und Gelegenheitsdichtung als Literaturgattungen der Frühen Neuzeit, im dritten Kultur und Sprache der Region bzw. der Zeit Flemings und ihre Nachwirkungen.

Am Beginn stehen vier Beiträge, die sich unmittelbar mit Flemings Werken beschäftigen. Michael L u d s c h e i d t analysiert Gelegenheitssonette, die Fleming in Reval verfasste. R o l f S e l b m a n n stellt mit Flemings sogenanntem „Kussgedicht“ *Wie Er wolle geküsst sein* dessen poetologisches Programm vor. M ä r a G r u d u l e beschreibt zwei ins Lettische übersetzte Dichtungen Flemings und Hamid T a f a l o z i untersucht Flemings Reiseliteratur unter dem Aspekt der Transkulturalität.

Die dann folgenden literaturwissenschaftlichen Beiträge halten in ihren Betrachtungen stets Hinweise auf Fleming bereit. Roswitha J a c o b s o n untersucht in ihrem Beitrag die *Vermehrte Neue Beschreibung Der Muscowitischen vnd Persischen Reyse* (1656) von Adam Olearius die jeweiligen Textsorten und besonders die Gedichte Flemings in diesem Reisebericht. I v a r s O r e h o v s beleuchtet das literarische Feld anhand der Reisebeschreibungen von Adam Olearius und Johann Arnold v. Brand. L a u r a A u t e r i gibt am Beispiel von drei Werken von Martin Zeiller Auskunft über die Gattung Itinerar/Itinerarien und ihre politische Aufgabe, die diese gegenüber einfachen Reisebeschreibungen haben. Grudule berichtet in ihrem zweiten Beitrag über Autoren, Anlässe und Form (Vermaße) von Gelegenheitsgedichten und besonders über die Beeinflussung der Gedichte, die im 17. Jh. in lettischer Sprache verfasst wurden.

Der dritte Teil umfasst Themen, die sich allgemeiner mit der Geschichte von Kultur und Sprache der Region beschäftigen. Er beginnt mit einem Beitrag von T i i u R e i m o. Sie schildert die Buchkultur Tallinns im 17. Jh. und die Bedeutung dieses Jahrhunderts für die Ausbildung der estnischen Buchkultur. A i v a r P ö l d v e e stellt den recht unbekanntes Sigismund Evenius (1585/89-1639) vor, der, aus Halle und Magdeburg kommend, ein knappes Jahr (1631/32) als Rektor des Revaler Gymnasiums in Tallinn weilte und Impulse für einen wohl nach den Lehren Johann Amos Comenius' ausgerichteten Lehrplan gab. S a a g p a k k greift das Thema „Kolonialdiskurs“ auf. Er konzentriert sich dabei auf die Analyse von amtlichen Texten der drei Geistlichen Reiner Brockmann, Heinrich Stahl und Joachim Ihering und die darin erscheinenden Benennungen der Esten als (aus der Sicht der Geistlichen) die „Anderen“. H e e r o beschäftigt sich mit den *Epicedia* von Timotheus Polus (1599-1642), deren Beitrag zur kulturellen Vermittlung und mit dem Einfluss Polus' auf seine Schüler. T a r v a s betrachtet in ihrem buchkundlichen Beitrag eine umfangreiche Privatbibliothek im Tallinn des 18. Jh. Sie analysiert den Bibliothekskatalog von Justus J. Riesenkampff (1690-1755) unter verschiedenen thematischen Gesichtspunkten. Einen sprachwissenschaftlichen Beitrag liefert Janika K ä r k. Gegenstand sind die Berufsbezeichnungen in Johann Christoph Brotzes *Estonica*, anhand derer die Lehnwortbeziehun-

gen zwischen dem Deutschen und Estnischen und auch Bezüge der Berufsbezeichnungen zum gesellschaftlichen Status der Personen aufgezeigt werden. Auch Ridali greift ein sprachwissenschaftliches Thema auf, indem sie eine der großen Grammatiken des 17. Jh. zur estnischen Sprache beschreibt: Heinrich Gösekens *Anführung zur Öhstnischen Sprache* (1660). Sie untersucht dabei die Zielgruppe (die gebildeten Deutschen, die sich in Estland aufhielten) und unternimmt auch eine vergleichende Analyse bis hin zur heutigen estnischen Gegenwartssprache.

Die Autoren behandeln ihre Themen in Form akribischer literatur-, buch-, sprach- und kulturwissenschaftlicher Analysen. In ihrer Aneinanderreihung entfernen sich die Beiträge, auch in chronologischer Hinsicht, immer mehr vom Thema „Fleming“. Es werden die aktuellen eigenen Forschungsthemen der Autoren deutlich. Für Leser, die sich mit Flemings Poesie ausschließlich in literaturhistorischer Hinsicht beschäftigen wollten, ist der Sammelband vielleicht zu reichhaltig mit anderen Themen versehen. Der Blick über die reine Literaturwissenschaft hinaus ist dennoch ausdrücklich zu begrüßen und entspricht auch dem Untertitel dieses Sammelbandes. Eine Art Klammer bildet der erste Beitrag, der auch als Plenarvortrag die Tagung eingeleitet hat. Martin Klöcker umspannt die literarische Welt der Stadt Reval, ihre Verortung und die Impulse, die von ihr ausgehen konnten, wenn vielleicht auch nicht als große Metropole, doch zumindest mit einem „gewissen Bekanntheitsgrad in der literarischen Kultur Deutschlands“ (S. 26).

Der vorliegende Sammelband hält, was sein Titel verspricht. Aufgrund der reichhaltigen Themen und der so vielfältigen Fachbegriffe, Orts- und Personennamen wären allerdings entsprechende Register sinnvoll gewesen. Der Band ist ausschließlich in deutscher Sprache gehalten. Es ist deutlich zu merken und sollte besonders hervorgehoben werden, dass bei der sprachlichen Redaktion sehr gute Arbeit geleistet worden ist. An einigen wenigen Stellen scheint es, als sei der charmante sprachliche Stil des mündlichen Vortrags beibehalten worden. Es ist ein Sammelband, den man nicht zuletzt aufgrund dieser Tatsache vielleicht auch in Gänze durchlesen sollte. Der Versuch, eine so bekannte Dichterpersönlichkeit in ihren Werken literarisch zu betrachten und sie daneben in ihrem historischen, politischen und kulturellen Umfeld zu zeigen, ist gelungen. Es ist zu hoffen, dass sich die nachfolgende Forschung über Fleming dieses Sammelbandes annehmen wird.

Marburg

Dorothee M. Goeze

Chronik der Marienkirche in Danzig. Das „Historische Kirchen Register“ von Eberhard Bötticher (1616). Transkription und Auswertung/Kronika kościoła Mariackiego w Gdańsku. „Historisches Kirchen Register“ Eberharda Böttichera (1616). Transkrypcja i analiza. Hrsg. von Christofer Herrmann und Edmund Kizik. (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, Bd. 67.) Böhlau. Köln u.a. 2013. 775 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-412-20868-4. (€ 89,90.)

Eberhard Bötticher, selbst Kirchenvater von 1602 bis zu seinem Tode 1617, beschreibt in seinem *Register* die Marienkirche in Danzig von ihrer Gründung 1343 bis in seine Zeit. Das 547 Folio zählende Werk ist vielfach kopiert – die Hrsg. haben über 40 Abschriften gefunden – und dementsprechend zur Danziger Geschichte ausgewertet worden. Nun haben sich der Danziger Historiker Edmund Kizik und der Kunsthistoriker Christofer Herrmann der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, dieses *Register* in den Druck zu bringen.

Die ersten 340 Seiten der Edition informieren über Danzig, den Autor und die Kirchenväter der Marienkirche, ergänzt um ein Werkverzeichnis der Schriften Böttichers, eine Werkbeschreibung des *Registers*, Illustrationen und die Editionsrichtlinien. Der Anhang listet die damaligen Währungen und Maße in Danzig auf, gefolgt von einer Bibliografie und einem Verzeichnis der Ortsnamen, Personennamen und Abbildungen. Mit Ausnahme der Kirchenordnung von 1389, der Bibliografie und dem eigentlichen Text ist dies alles konsequent deutsch und polnisch gehalten.

Wie auch in anderen zeitgenössischen Dokumenten kann man deutlich erkennen, wie die kriegerischen Auseinandersetzungen 1576/77 eine ganze Generation von Danzigern geprägt haben. Da das *Register* den Standpunkt einer Seite (deutscher Lutheraner aus Danzig) vorträgt, ist es eine überaus interessante Quelle vom Ende des 16. Jh. Wie taktieren die Stadtherren, um Zeit zu gewinnen, um herauszufinden, wie weit sie gegenüber dem König gehen können? Auf welche Weise versuchen sie mit dem Bischof von Leslau (Włocławek), gerade angesichts der innerstädtischen religiösen Fragen, auszukommen? Wie bewusst sind sie sich ihrer wirtschaftlichen Stärke und wie weit setzten sie diese ein? Welche Rolle spielt die Sprachenfrage?

Der Text ist gut lesbar und korrekt wiedergegeben. Kleinere Unregelmäßigkeiten sind, wie in jeder größeren Edition, nicht auszuschließen und mindern keineswegs deren Wert.¹ Nicht erkennbar ist, ob fol. 505-508 im Original doppelt abgefasst wurden; ein textkritischer Kommentar würde hier Klarheit schaffen. Die Anmerkungen geben überwiegend Auskünfte zu archivalischen Quellen und Chroniken (wie etwa zu der *Historia rerum Prussicarum* des Caspar Schütz aus dem 16. Jh.). Wünschenswert wären Erläuterungen z.B. zu „quegiren/quittieren“ (S. 674), „Keulling/Kaulquappe?“ (S. 421) oder „Irich/Elchleder“ (S. 511) sowie Erklärungen zu Kittelbrüdern, Libertinern, Ubiquitisten und Flavianern gewesen; Portugaleser oder Stüber (S. 426 f.) sind als Münzen ebenso wenig geläufig wie Wagenschoß, Brachsbrack, Hagebuche und Rahnen (S. 511) als Holzsorten.

Die Register beziehen sich ausschließlich auf den Editionstext, was schade, aber zu verschmerzen ist. Im Personenregister hatte man zu viel des Guten vor; Namen wie Anna von Österreich-Steiermark folgen dreizeilige Erklärungen mit anschließender Übersetzung. Dazu kommen Literaturangaben, die eigentlich in die Anmerkungen gehört hätten. So wird bei Alexander, ehem. Franziskanermönch, auf Literatur von 1834 verwiesen; über Svenichen, Alexander (gest. 1529) haben Teresa Borowska und Henryk Rietz 2001 veröffentlicht.²

Die in unterschiedlichen Schreibweisen auftauchenden Familiennamen wie Brandt, Giese, Schachmann, Schulz, Weiher oder Zierenberg gehören vereinheitlicht³; folgende Herren sind an zwei Stellen zu finden: Brandes, Johann und Brandes, Hans; Höffener, Daniel und Höfner, Daniel; Wieder, Michael und Wider, Michael; Zierenberg, Daniel und Zierenberg, Daniel; unter Nach- und Vornamen aufgelistet sind: Johann I. Albrecht und Albertus, Johannes; Schmidt, Jacobus und Jacob; Martinus, Johannes und Johannes; Newnaber, Tiedemann und Tidemann [Christian] Newnabers. Falsche Seiten stehen bei Schonenburger, Philipp, Kapellmeister 156, 110. Zusätzliche Seitenangaben haben: Melanchthon 299; Schmidt, Jacobus 297, 352, 355, 363, 365; Nicolai, Andreas 64, 14 sowie der Bürgermeister (ab 1603) Johann Thorbecke 406. Rozrażewski, Hieronim, meist als der Bischof bezeichnet, fehlt im Register z.B. zwischen folio 338 und 376 mehrfach. Pstrokoński, Maciej, war Kronkanzler ab 1505, also nicht auf fol. 377, das war Tylicki, Piotr. Die im Register ausgeworfene Maria Christina war die Tochter von Karl v. Steiermark; im Text han-

¹ Z.B. S. 343: „Feria **sexta** positus est primus lapis muri **ecclesiae**“; hier fehlen die fett gedruckten Begriffe; S. 395: Die am 18.10.1515, dem Lukastag, beerdigte polnische Königin Barbara Zapolya war am 02.10. verstorben, also nicht am Luciatag (hier falsch „am Tage Luciae“ statt richtig „am Tage Lucii“), der auf den 13.12. fällt.

² TERESA BOROWSKA, HENRYK RIETZ: Alexander Svenichen (gest. 1529). Ein preußischer Franziskaner in den Wirren des Reformationszeitalters, in: UDO ARNOLD (Hrsg.): Preussische Landesgeschichte. Festschrift für Bernhart Jähnig zum 60. Geburtstag, Marburg 2001, S. 175-185; siehe auch TERESA BOROWSKA: Svenichen Aleksander (ok. 1480-1529), in: Polski Słownik Biograficzny 46 (2009), S. 114-115.

³ So korrespondiert „Giese, Albrecht“ (S. 746) etwa mit „Gyse, Albrecht“ (S. 748).

delt es sich dagegen um zwei andere Damen, nämlich a) Anna Wazówna, Schwester von Sigismund III., auf S. 305, 374 und b) Anna Maria, Tochter von Sigismund III., auf S. 320. Richtige Namen wären Bekus, Caspar = Békés, Gáspár de Kornváti; Ferentz, N = Wesse-lényi, Ferenc; Leonardus = della Rovere, Leonardo Grosso, Kardinal seit 1505. Diese mangelnde Sorgfalt trübt den insgesamt positiven Eindruck dieser wichtigen Edition.

Warszawa

Almut Bues

Correspondance diplomatique relative à la guerre d'indépendance du prince François II Rákóczi (1703-1711). Hrsg. von Ferenc Tóth. Champion. Paris 2012. 609 S. ISBN 978-2-7453-2329-3. (€ 131,85.)

300 Jahre nach dem Ende des Rákóczi-Aufstands, mit dem ein letztes Mal die Durchsetzung des habsburgischen Absolutismus in Ungarn verhindert und ein unabhängiges Wahlkönigtum errichtet werden wollte, und des Spanischen Erbfolgekriegs bietet Ferenc Tóth eine Quellenedition an, die sehr eindrücklich die Verzahnung dieser beiden Konflikte zeigt: eines scheinbar peripheren kleinen Krieges am Rande des damaligen Europa mit einem der größten europäischen Konflikte der Frühen Neuzeit. Die Sammlung bildet zum einen eine sinnvolle und lange erhoffte Ergänzung des bereits 1999 erschienenen Bandes von Béla Köpeczi¹, zum anderen steht sie in der Tradition der Erforschung der französisch-ungarischen Beziehungen, die auf der einen Seite vor allem durch Jean Béren-ger, auf der anderen von Kálmán Benda und Béla Köpeczi vorangetrieben wurde. Gerade auf den Recherchen und Vorarbeiten Bendas beruht auch das vorliegende Buch.

Die von T. verfasste Einleitung ist – besonders im Vergleich zu dem Vorgängerband von Köpeczi – recht lang, doch nicht zuletzt dank des hervorragenden Blickes des Autors für die gesamteuropäischen Zusammenhänge keineswegs überflüssig. Auf etwa hundert Seiten bietet T. hier nicht nur einen sehr guten, strukturierten Überblick über den Aufstand von Ferenc II. Rákóczi und dessen unmittelbare Ursachen, sondern er bettet die Familien-geschichte der Rákóczis auch geschickt in die ungarische Geschichte des 17. Jh. ein, ohne je dabei die Kontakte zwischen Frankreich und Ungarn aus den Augen zu verlieren. Frank-reich unter Ludwig XIV. war ab der zweiten Jahrhunderthälfte der größte Rivale und Feind der Habsburger und somit zugleich auch ein natürlicher Verbündeter für die ungarischen Verschwörer von 1670 und anschließend für den Aufstand Imre Thökölys, des Stiefvaters von Ferenc II. Rákóczi. Dass nicht nur Thököly französische Subsidien nutzen, sondern auch schon Ludwig XIV. bei seiner Reunionspolitik von der Tatsache profitieren konnte, dass Ungarn „le territoire par excellence de la guerre irrégulière“ (S. 51) darstellte, zeigt T. am Beispiel der Einnahme Straßburgs durch die Franzosen 1681, die ihnen durch Thökölys gleichzeitigen Angriff auf Kálló in Ungarn erleichtert wurde (S. 22).

Als Rákóczi 1701 aus der Haft in der Wiener Neustadt nach Polen floh und von dort aus begann, den Aufstand vorzubereiten, konnte er bereits an die früheren Kontakte nach Versailles anknüpfen. Anhand der von T. hier vorgestellten Auswahl der Quellen lässt sich u.a. rekonstruieren, wie die Kommunikation mit dem französischen Hof im Laufe des gesamten Aufstands verlief – zu einer Zeit, als Rákóczi über kein diplomatisches Corps verfügte und seine Gesandten nicht als solche offiziell hätten empfangen werden dürfen. Mag auch vor diesem Hintergrund der Begriff „Diplomatie“ im engeren Sinne umstritten sein, ist es dennoch nicht verfehlt, wenn T. von den Agenten Rákóczis und deren zahlrei-chen Gesandtschaften, die seine Interessen an mehreren europäischen Höfen sowie bei den Friedenskongressen in Den Haag und in Utrecht vertraten, als von der „première diploma-tie magyare de l'époque moderne“ spricht (S. 87).

¹ BÉLA KÖPECZI (Hrsg.): *Correspondance diplomatique de François II Rákóczi (1711-1735)*, Budapest 1999.

In den ersten beiden Jahren des Aufstands war es der französische Gesandte beim schwedischen und polnischen König, Jean Louis d'Usson, Marquis de Bonnac, der als Vermittler zwischen seinem Herrn und Rákóczi wirkte. Erst als man in Versailles überzeugt war, dass die Entwicklungen in Ungarn tatsächlich eine ernstzunehmende Bedrohung für den Kaiser bedeuteten und der Nutzen, welchen Frankreich daraus ziehen würde, durchaus eine aktive Unterstützung rechtfertigte, entschloss man sich 1704 dazu, einen außerordentlichen Gesandten, Pierre Puchot, Marquis des Alleurs, nach Ungarn zu entsenden (S. 204). Es ist der Briefwechsel zwischen ihm und Ludwig XIV., der den Großteil der ausgewählten Korrespondenz ausmacht. Etwas vereinfacht formuliert lag Puchots Mission darin, die Ungarn – bei möglichst geringen Ausgaben von französischer Seite – von einem Friedensschluss mit dem Kaiser – ihrem König – abzuhalten. Die Devise Ludwigs XIV. begegnet in zahlreichen Quellen wie ein Leitmotiv: Es sei besser, wenn die Ungarn einen schlechten Krieg führen als wenn sie einen Frieden mit dem Kaiser schließen sollten (S. 457).

Dass das Schicksal Ungarns, Siebenbürgens oder Rákóczis für Frankreich damals zweitrangig war, dass es den Aufstand aus reinen Eigeninteressen mit gerade ausreichenden Subsidien unterstützte, um so genug kaiserliche Truppen vom Oberrhein fernzuhalten, dürfte für Historiker, die sich mit der Geschichte des Aufstands beschäftigen, nicht neu sein. Dennoch fehlte es bisher an einer Quellensammlung, die den französischen Blick auf Ungarn während des gesamten Verlaufs des Aufstands dokumentiert hätte. Dies macht den vorliegenden Band nicht nur für diejenigen interessant, die sich mit dem Rákóczi-Aufstand befassen, sondern auch für alle, die über Ludwig XIV. und den Spanischen Erbfolgekrieg forschen. Sehr spannend, besonders vom Standpunkt der interkulturellen Kommunikation, ist zudem die von Puchot überlieferte, sehr negativ ausfallende Darstellung der Ungarn, auf die man bei der Lektüre wiederholt stößt. So sollen es ihm zufolge französische Soldaten und Offiziere im Lager der Aufständischen gewesen sein, welche die erfolgreiche Belagerung der Stadt Gran im September 1706 vorgenommen haben, während die Ungarn „n'ont servy qu'à piller après le péril passé“ (S. 266). Somit trägt die vorliegende Quellensammlung dazu bei, dass man sich die europäische Dimension des ungarischen Aufstands vergegenwärtigt. Sie wird sicherlich weitere Forschungen in diese Richtung anregen, die den Stellenwert des Rákóczi-Aufstands auch für die Politik anderer europäischer Mächte und Großmächte untersuchen.

Berlin

Michaela Bodnárová

Ursula Wolf: Preußische Anwerbung von süddeutschen Kolonisten nach dem Siebenjährigen Krieg unter dem Gesandten von Pfeil. Ihre Ansetzung in der Neumark, Schlesien, Berlin und Potsdam. (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, Bd. 78.) Kovač. Hamburg 2013. 255 S., Kt. ISBN 978-3-8300-7270-6 (€ 75,80.)

Ursula Wolfs Untersuchung basiert hauptsächlich auf dem im Staatsarchiv Ludwigsburg aufbewahrten Gutsarchiv Unterdeufstetten des Barons Christoph Carl Ludwig von Pfeil. Der gebürtige Württemberger von Pfeil stand von 1763 bis zu seinem Tod 1784 im Dienst des preußischen Königs und vertrat Preußens Staatsinteressen beim Schwäbischen und Fränkischen Landkreis, wo er zugleich die Anwerbung von Kolonisten organisierte. Ergänzt und erweitert durch weitere Recherchen in deutschen und polnischen Regional- und Stadtarchiven entwirft W. ein komplexes Bild preußischer Anwerbungspolitik und ihrer praktischen Umsetzung im süddeutschen Raum, der Hauptrekrutierungsregion. Die königlichen Bestrebungen zielten darauf, unternehmungsbereite Landwirte, Professionisten und Bauleute in Preußen anzusiedeln und damit jene Regionen in Preußen wirtschaftlich wieder zu beleben, die aufgrund von Kriegseinwirkung oder demografischer Stagnation in ihrer Entwicklung gestört waren.

Dem zentralen Aspekt ihrer Arbeit, der Anwerbungspraxis und der Überführung auswanderungswilliger Kolonisten nach Preußen, nähert sich W. über die Darstellung der

wirtschaftlichen Lage und Potenziale Preußens nach dem Siebenjährigen Krieg. Dabei macht sie deutlich, dass trotz teilweiser kriegsbedingter Zerstörung und starker materieller Belastung in den zur Ansiedlung vorgesehenen Provinzen dem Staat durchaus Mittel zur Verfügung standen, um größere Investitionen und Vorhaben zu realisieren, so auch für eine gezielte Ansetzung von Kolonisten aus dem Ausland.

Am Beispiel der Ansiedlung in der Neumark, in Schlesien und im Netzebruch beleuchtet W. die Erwartungen, Schwierigkeiten und Resultate preußischer Peupulierung, wobei hier die verwaltungstechnischen Verfahren eine besondere Aufmerksamkeit erfahren. So stießen die vom König forcierten Ansiedlungsvorhaben nicht selten auf einen subtilen Verdross in den Domänenkammern, wo man die Kolonisation als zusätzliche und kostspielige Aufgabe betrachtete. Das Verhalten mancher Beamten provozierte den Unmut des Monarchen, was nicht selten das Verhältnis zwischen den Anwerbern und den Behörden in den Aufnahmeeregionen belastete. Eine weitere Konfliktlinie verlief entlang der gesetzten Anforderungen an potenzielle Kolonisten und der Reaktion der heimischen Behörden in den Auswanderungsländern. Letztere wehrten sich gegen den Abzug ihrer qualifizierten und erfahrenen Landsleute. Andererseits erblickten sie in der preußischen Anwerbung eine bequeme Möglichkeit, mittellose und verarmte Bevölkerungsschichten loszuwerden. Darüber hinaus waren die preußischen Anwerbungsanstrengungen dem Konkurrenzdruck anderer Staaten ausgesetzt, vor allem Russlands und Österreichs, die für ihre wirtschaftlich rückständigen Landesteile ebenfalls Auswanderungswillige zu gewinnen versuchten.

Angesichts eines derart verengten Handlungsrahmens erscheint es als überaus bemerkenswert, dass es Baron von Pfeil gelang, insbesondere in den Jahren 1764 bis 1766 mehrere Tausend Kolonisten nach Preußen zu überführen. Dies erreichte er in erster Linie durch ein gezieltes, den Vorgaben und Erwartungen der Domänenkammern angepasstes Werben und eine effiziente Organisation des Transits. Dabei nutzte er auch die Option, die Auswanderer auf seinem Gut in Unterdeufstetten zu versammeln und von dort aus die letzten Ausreisevorbereitungen zu treffen. Auf diese Weise gewann von Pfeil das Vertrauen der Kolonisten und sein Werben an Seriosität. Damit war aber auch vorgegeben, dass er seinerseits von der preußischen Verwaltung in den Ansiedlungsregionen ein den Kolonisten gegenüber entgegenkommendes Verhalten verlangten musste.

W.s Publikation verdeutlicht vor allem den Wert persönlich-biografischer Faktoren bei der Realisierung staatlicher Ansiedlungspolitik. Ihr Wert liegt damit auch in der Sensibilisierung für eine intensivere Nutzung von Archivbeständen privater Provenienz, die, wie im Falle des Pfeil'schen Verwaltungsnachlasses, als Scharnier zwischen der Anwerbungspolitik und der Verwirklichung von Emigrationsabsichten zu verorten sind und eine Handhabe bieten, nicht nur die administrativen Lenkungsmechanismen, sondern auch die vor Ort handelnden Akteure besser zu verstehen.

Als störend anzumerken ist die häufig zu scharfe Kritik von Ergebnissen und Befunden früherer Forschungen. Auch wenn diese inhaltlich durchaus gerechtfertigt sein mag, wirkt deren Bissigkeit überheblich. Ein aufmerksameres Lektorat wäre ebenfalls wünschenswert gewesen. Insgesamt kommt W.s Untersuchung jedoch das Verdienst zu, den in der historischen Migrationsforschung meist als nebensächlich betrachteten Kolonistenwerbern und Agenten mehr Profil verliehen zu haben.

Essen

Severin Gawlitta

Jörg Ganzenmüller: Russische Staatsgewalt und polnischer Adel. Elitenintegration und Staatsausbau im Westen des Zarenreiches (1772-1850). (Beiträge zur Geschichte Osteuropas, Bd. 46.) Böhlau. Köln u.a. 2013. 425 S., Kt. ISBN 978-3-412-20944-5. (€ 59,90.)

Nach den Teilungen Polen-Litauens stand das Zarenreich vor der Aufgabe, die ständisch geprägten Gebiete der Adelsrepublik zu integrieren. Parallel dazu wurde im Zuge der autokratischen Reformpolitik der gesamte Staatsapparat ausgebaut, sodass sich in den Westgebieten des Russländischen Reiches beide Prozesse trafen und den Staatsapparat vor

eine besondere Herausforderung stellten. Hier erwiesen sich diejenigen Maßnahmen von Bedeutung, die zu einer Stärkung der Staatsgewalt auf der lokalen Ebene führen sollten.

Ausgehend von dem apodiktischen Befund, dass die Stärke des Russischen Imperiums seine strukturelle Schwäche sei, setzt Jörg G a n z e n m ü l l e r seine Untersuchung an: Hat-ten die Zaren bis zur Reformpolitik Katharinas II. eine indirekte Herrschaft über die einheimischen Eliten ausgeübt, so schufen ihre und die folgenden Reformen, durch die der russische Staat neu gefestigt werden sollte, über den Aufbau einer staatlichen Verwaltung auf der lokalen Ebene Zu- und Eingriffsmöglichkeiten. Diese herrschaftliche Durchdringung des Reiches habe, so die grundlegende These, jene lokalen Eliten herausgefordert, die bislang noch weitreichende Freiräume und Gestaltungsmöglichkeiten gehabt hätten. In den Westgebieten des Imperiums, also in den inkorporierten Gebieten Polen-Litauens, standen die Zaren vor einer grundlegenden Herausforderung, die in den Mittelpunkt der Studie gerückt wird: Diese Gebiete wurden durch eine ständische Tradition geprägt, in der die soziale und politische Ordnung des Adels aufgrund der Schwäche des Königs dominiert hatte. Dieses „Kernland des ständischen Ostmitteleuropas“ (S. 10) musste nicht nur in das autokratisch verfasste Imperium eingegliedert werden. Da das Zarenreich „unterverwaltet“ (ebenda) gewesen sei, musste dieser Prozess auch mit Hilfe der lokalen Eliten durchgeführt werden. Es geht somit um die Analyse der Erfahrung des Imperiums durch Repräsentation vor Ort, des „Imperiums als lokale Veranstaltung“ (S. 9 f.), um am Beispiel der westlichen Peripherie des Russländischen Reiches aufzuzeigen, wie dessen Herrschaft durch seine Repräsentanten funktionierte.

Hiermit greift die sehr kenntnisreiche und gut lesbare Studie ein Desiderat der Forschungen nicht nur zum Russländischen Reich, sondern auch zur polnischen Gesellschafts-geschichte auf. Weder die Entwicklung der lokalen Eliten unter der russischen Herrschaft noch die Etablierung der autokratischen russischen Herrschaft vor Ort sind bislang hinrei-chend untersucht worden, auch weil die Forschungen seit dem 19. Jh. von dem jeweiligen nationalen Impetus beider Historiografien dominiert worden sind. So ist bislang die Geschichte der Teilungsgebiete noch nicht ausreichend als Geschichte der Westprovinzen des Russländischen Reiches mit deren Entwicklungen im ganzen Imperium in Verbindung gesetzt worden. Die Studie basiert daher auf einem entsprechenden Literaturkorpus, auf umfangreichen Quellenrecherchen vor Ort sowie auf einschlägigen neueren, methodisch-theoretischen Überlegungen zur (lokalen) Herrschaft und Verwaltung. Hierbei ist es dem Vf. in eindrucklicher Weise gelungen, in drei nach strukturellen Gesichtspunkten aufge-teilten Hauptkapiteln, die ihrerseits jedoch vor allem nach chronologischen Aspekten un-tergliedert sind, die mit dem Herrschaftsausbau vor Ort verbundenen Probleme zu schil-dern.

Das erste Hauptkapitel widmet sich der Elitenkooptation und dem Staatsausbau. Hier werden die mit der Integration des polnischen Adels in die autokratische Ordnung verbundenen (sozio-strukturellen) Probleme aufgezeigt; die Szlachta und die damit ver-bundenen Schwierigkeiten einer Adelsrevision stehen im Mittelpunkt. Während Katharina II. eine Adelsrevision nach pragmatischen Gesichtspunkten verfolgte und diese unter ihren Nachfolgern zunächst wegen der sich ergebenden Probleme sehr zäh verlief, verfolgte schließlich Nikolaus I. eine normative Integrationspolitik, die sich nach dem November-aufstand 1830/31 verstärkte, um so die Adelsrevision abzuschließen. G. kommt zu dem Zwischenfazit, dass die zarische Adelspolitik in den Westgouvernements von Anfang an von einem doppelten Widerspruch gekennzeichnet gewesen sei: einerseits durch die tra-ditionelle Kooptation der Eliten, die durch die Integration der Szlachta in den Reichsadel fortgesetzt worden sei, andererseits durch den Versuch, die Szlachta gemäß der eigenen Normen umzustrukturieren. Unter Nikolaus I. sei aber der Staatsaufbau so weit vorange-kommen, dass dieser die pragmatische Adelspolitik in einer normative habe umformen können.

Das zweite Hauptkapitel schließt an die Schilderung dieses Politikwechsels an und un-tersucht die Transformation der polnischen Landtage in russische Adelsversammlungen,

die zur „staatlichen Veranstaltung“ werden. Hier konstatiert G., ähnlich wie im Falle der Adelsrevision, Widersprüche. Diese Landtage (*sejmiki*) wurden zwar übernommen und durften zahlreiche Ämter auf den unteren Verwaltungsebenen besetzen, aber zugleich wurde versucht, die für die russischen Adelsversammlungen geltenden Normen durchzusetzen, sodass die *sejmiki* bis zur Mitte des 19. Jh. zu reinen Wahlversammlungen umgestaltet worden seien.

Das dritte Hauptkapitel widmet sich dem Vordringen der Herrschaftspraxis auf der lokalen Ebene und damit der Etablierung der zarischen Staatsgewalt in den Westgouvernements. Auch hierzu lassen sich Diskrepanzen zwischen Anspruch und Ziel feststellen: Die russische Staatsgewalt war auf Grund mangelnder personeller Ressourcen zu schwach, um einen zentral gelenkten Verwaltungsapparat einzurichten. Die polnische Provinz konnte nur mit Hilfe von Wahlbeamten verwaltet werden, obwohl die Übernahme lokalpolitischer Verantwortung grundlegend für eine erfolgreiche Adelsintegration gewesen wäre. Als wichtigste Akteure in diesem Aushandlungsprozess stellt der Vf. die Gouverneure und Adelmarschälle und die sich aus der Zusammenarbeit von staatlichen und adligen Amtsträgern ergebenden Konflikte vor, die weniger nationaler, sondern eher lokaler oder privater Natur gewesen seien.

Insgesamt gelingt es G. zu zeigen, dass mit dem Blick auf die lokale Ebene die langsame, aber stetige Integrationspolitik dort Erfolge zeigte, wo sie vor allem pragmatisch ausgerichtet war. Der Verwaltungsalltag sei in erster Linie von Kooperation geprägt gewesen und dort am besten verlaufen, wo die Szlachta integriert werden konnte. Der Wechsel zu einer normativen Integrationspolitik habe dagegen Spannungen provoziert, sodass lokale Differenzen zu Tage traten und zu nationalen Konflikten stilisiert worden seien. Somit gelingt es dem Vf. auf überzeugende Weise, die Etablierung der russischen Staatsgewalt nachzuzeichnen, auch wenn er den Staat nicht als „übermächtigen Akteur“ (S. 367) zu charakterisieren vermag. Ein abschließender knapper Vergleich mit der preußischen und österreichischen Integrationspolitik, die einen umgekehrten Weg von der normativen zur pragmatisch orientierten und somit schließlich einen Mittelweg beschritten hätten, zeigt, dass die österreichische insgesamt erfolgreicher war. Der Vf. betont außerdem, dass eine wechselseitige Wahrnehmung nicht erfolgt sei. Er problematisiert trotz der notwendigen Abstraktion durchaus lebendig die reaktive Handlung der betroffenen (Klein-)Adligen, indem er beispielsweise exemplarisch schildert, welche Strategien – auch durch Korruption und Fälschung – die Betroffenen verfolgten. So gelingt es ihm auf faszinierende Weise, Verwaltungsreformen als einen überaus spannenden gesellschaftlichen Prozess herauszuarbeiten. Die Studie verdeutlicht, dass der Blick auf die lokale Ebene – verbunden mit einer integralen Perspektive, die die bisherige nationale, teleologische Interpretationsebene verlässt – sehr fruchtbar ist und neue Erkenntnisse zur gesellschaftlichen und politischen Geschichte der ehemaligen Teilungsgebiete bzw. Westgouvernements des Russländischen Reiches zu erbringen vermag. Zu hoffen bleibt, dass das Werk einen Anstoß zu weiteren interessanten und lebendigen Studien zur Verwaltungsgeschichte und zur Lokalgeschichte in Ost(mittel)europa geben wird.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Jews in the Former Grand Duchy of Lithuania since 1772. Hrsg. von Šarūnas Liekis, Antony Polonsky und ChaeRan Freeze. (Polin. Studies in Polish Jewry, Bd. 25.) The Littman Library of Jewish Civilization. Oxford – Portland/OR 2013. XIII, 509 S. ISBN 978-1-904113-94-2. (\$ 34,95.)

Dieser Band des Jahrbuchs *Polin* ist der Geschichte und Kultur der litauischen Judenheit von 1772 bis zur Gegenwart gewidmet. Als litauische Juden, die sogenannten „Litwaken“, bezeichnet man traditionell die Juden, die aus den Gebieten des ehemaligen Großfürstentums Litauen, ungefähr in den Grenzen nach der Lubliner Union, stammen. Es entspricht in etwa dem Territorium des heutigen Litauens, Weißrusslands, südlichen Lett-

lands, nordöstlichen Polens und der nördlichen Ukraine.¹ Auf diesem Gebiet hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine spezifische jüdische Kultur entwickelt, die sich von den jüdischen Kulturen in den benachbarten Gebieten unterschied. Als typische Merkmale der litauisch-jüdischen Kultur werden oft der nordjiddische Dialekt, bestimmte religiöse Traditionen und die gemäßigte Ausrichtung der jüdischen Aufklärung genannt.

Die Hrsg. setzen sich zum Ziel, aktuelle Forschungsergebnisse aus dem Bereich der jüdischen (Kultur-)Geschichte Litauens vorzustellen und so konstruktive Diskussionen zwischen litauischen und nicht-litauischen Wissenschaftlern zu fördern. Beinahe die Hälfte der Aufsätze stammt von litauischen Gelehrten, und man spürt die Intention der Hrsg., die in Litauen geleistete Forschung in den Fokus zu rücken. Jüdische Studien sind in Litauen eine relativ junge Disziplin. Unter sowjetischer Herrschaft waren Untersuchungen in diesem Bereich sowohl wegen der Zensur als auch wegen des beschränkten Zugangs zu den Archivmaterialien unmöglich. Auf dieses Forschungsfeld, das u.a. auch so schmerzhaft und kontroverse Themen wie die lokale Kollaboration im Holocaust beinhaltet, wurden die litauischen Wissenschaftler erst nach der Wende aufmerksam. Seitdem, so die Hrsg., seien in Litauen viele wertvolle Studien entstanden, die nicht zuletzt durch die Einbeziehung kritischer Ansätze und litauischsprachiger Quellen ein neues Licht auf eine Reihe von Fragestellungen werfen würden. Viele dieser Arbeiten seien jedoch aus sprachlichen und manchmal auch aus ideologischen Gründen international bislang kaum rezipiert worden.

Die Beiträge betreffen Themenkomplexe wie etwa den spezifischen Charakter der litauischen Judenheit, die litauisch-jüdischen Beziehungen, diverse Phänomene der litauisch-jüdischen Kultur, Gedächtnis und Erinnerung. Eröffnet wird das Sammelwerk mit einem Artikel des israelischen Historikers Mordechai Załkin zur regionalen Identität der litauischen Juden. Er hinterfragt das weit verbreitete Konzept der „osteuropäischen Judenheit“ und versucht am Beispiel der „Litwaken“ zu zeigen, dass östlich der Oder wohnende Juden in kultureller Hinsicht keinesfalls eine homogene Gruppe bildeten, wie dieser populäre Begriff impliziere. Anhand der Analyse der zeitgenössischen jüdischen Presse und Literatur zeigt der Vf., dass die „Litwaken“ sich selbst nicht als einen Teil der „osteuropäischen Judenheit“, sondern als eine distinkte kulturell-religiöse Gemeinschaft verstanden. Vytautas Toleikis, ein prominenter litauischer Pädagoge und Essayist, bietet in seinem „personal testament“ (S. 403) einen Einblick in den komplizierten Weg, den die heutige Jüdische Gemeinde Litauens auf der Suche nach einer neuen kollektiven Identität zurücklegen musste.

Besonders viel Aufmerksamkeit wird den litauisch-jüdischen Beziehungen und dem Antisemitismus gewidmet – dem wohl am besten erforschten Gegenstand innerhalb der Jüdischen Studien in Litauen. Aelita Ambrulevičiūtė analysiert in ihrem Beitrag die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen jüdischen Händlern und christlichen Bauern im 19. Jh. und verfolgt den allmählichen Wandel auf dem ethnisch strukturierten Arbeitsmarkt sowie die antisemitischen Stimmungen, die diese Veränderungen begleiteten. Dieses Thema greift auch Darius Staliūnas auf, der sich mit dem Antisemitismus im Verhältnis zum Aufkommen des modernen litauischen Nationalismus um 1900 auseinandersetzt. Vladas Sirutavičius behandelt antisemitische Entwicklungen und deren Ursachen in der ersten Litauischen Republik und unterscheidet für diesen Zeitraum zwei Wellen von Judenfeindlichkeit. Einige Beiträge liefern einen Einblick in die höchst komplexe Geschichte der litauisch-jüdischen Beziehungen während des Zweiten Weltkriegs. Hier ist der Artikel von Saulius Sužiedėlis hervorzuheben, in dem die erste sowjetische Okkupation 1940/41 als ein Jahr des ethnischen Konflikts untersucht wird, der die Gesellschaft in zwei

¹ Vgl. die Karte von DOVID KATZ: The Cultural Territory of Classic Jewish Lithuania (Lite), URL: http://www.dovidkatz.net/WebAtlas/0_TerritoryLitvish_Cult.htm (15.09.2013).

Lager gespalten habe. Anhand von Archivmaterialien widerlegt der Vf. mehrere populäre Stereotype über die Rolle der Juden im Sowjetisierungsprozess Litauens und warnt davor, „die Geschichte rückwärts zu lesen“ (S. 330) und die litauische Kollaboration im Holocaust ausschließlich als Rache litauischer Helfershelfer an prosovjetisch gesinnten Juden zu interpretieren.

Erwähnenswert sind die Untersuchungen zu den Wechselwirkungen zwischen jüdischen und lokalen Kulturen. Solche Studien ließen lange auf sich warten, hatte man doch in der Historiografie überwiegend angenommen, dass die litauische Judenheit eine nach außen hin relativ abgeschlossene Gemeinschaft gebildet habe. Die Beiträge von Larisa Lempertienė, Anna Verschik und Andrey Krotau widerlegen diese These und veranschaulichen, dass spätestens seit der Zwischenkriegszeit das Interesse der jüdischen Intellektuellen an der litauischen bzw. weißrussischen Kultur gewachsen ist. Wie sich diese Tendenz hätte weiterentwickeln können, lässt sich allerdings unmöglich sagen.

Einen weiteren Themenbereich bilden Gedächtnis und Erinnerung. Spätestens an dieser Stelle wird klar, dass sich die Hrsg. nicht nur auf Beiträge beschränkt haben, die streng wissenschaftlichen Kriterien genügen. Der Text von Ellen Cassidy erinnert beispielsweise eher an ein Essay und beschäftigt sich mit der Frage, wie man im heutigen Litauen mit dem Holocaust umgeht. David E. Fishman widmet sich dem bislang wenig behandelten Problem der Memorialisierung der Orte in Vilnius, die in der Zwischenkriegszeit als jüdische Nationalsymbole galten. Anna P. Ronell setzt sich mit der literarischen Erinnerung im Werk von Grigory Kanovich auseinander, einem der bekanntesten zeitgenössischen Schriftsteller mit litauisch-jüdischem Hintergrund. Der zweite, deutlich kleinere Teil der Publikation enthält vier Aufsätze über die Juden in der polnischen Medizin. Besonders interessant ist der Artikel von Miriam Offer über die ethischen Dilemmas, mit denen die jüdischen Ärzte und Krankenschwestern im Warschauer Ghetto konfrontiert waren.

Die vorliegende Aufsatzsammlung präsentiert dem englischlesenden Publikum vor allem Themen aus einem heterogenen, in den letzten Jahren besonders lebendigen und aktuellen Forschungsfeld der litauisch-jüdischen Studien. Die Mehrheit der Beiträge beruht auf eingehender Archivarbeit sowie kritischer Presseanalyse und bietet wichtige neue Erkenntnisse in Bezug auf die Diskussionen über die litauisch-jüdischen Beziehungen wie auch auf andere Aspekte des jüdischen Lebens auf dem ehemaligen Territorium des sogenannten „Lita“. Eine besondere Leistung ist die Verknüpfung der litauischen mit der israelischen und westlichen Forschung. Allerdings ist es zu bedauern, dass mehrere in den letzten Jahren in Litauen entstandene Forschungsbereiche zur litauischen Judenheit keinen Eingang gefunden haben. Besonders zu erwähnen wären die Erinnerungskultur zum Holocaust, Synagogenarchitektur sowie jüdische Kunst und Literatur der Moderne. Insgesamt ist das Werk zweifellos ein bedeutender Beitrag zu den litauisch-jüdischen Studien und ein wichtiger Schritt hin zu einer integrierten Geschichtsauffassung.

Kaunas – Berlin

Goda Volbikaitė

Industrialisierung und Nationalisierung. Fallstudien zur Geschichte des oberschlesischen Industriereviere im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Lutz Budraß, Barbara Kalinowska-Wójcik und Andrzej Michalczyk. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 40.) Klartext. Essen 2013. 372 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-8375-0378-4. (€ 34,95.)

Historische Forschung zum oberschlesischen Industrieviertel stand bis zur Wende von 1989/90 auf deutscher wie auch auf polnischer Seite vorrangig im Dienst der Legitimierung territorialer Besitzansprüche. Mit dem Wegfall der Konfrontation wurde auch der Weg für unvoreingenommene Forschungsinitiativen frei, wie Literaturangaben in dem zu besprechenden Aufsatzband vielfach dokumentieren. Das Buch ist zudem ein prägnantes Beispiel für die längst üblich gewordene deutsch-polnische Diskussion und Kooperation, basiert es doch auf den Vorträgen von zwei internationalen Konferenzen im Institut für

Soziale Bewegungen an der Ruhr-Universität Bochum (2008) und an der Schlesischen Universität Kattowitz (2009). Die Mehrzahl der Beiträge thematisiert Aspekte der ober-schlesischen Geschichte am Beispiel einzelner Ortschaften oder Landkreise. Weitere Aufsätze fokussieren das gesamte Industriegebiet, z.B. in Bezug auf die schwerindustriellen Interessenverbände, das Bankwesen, die Elektrizitätswirtschaft oder die Raumplanung. In den meisten Beiträgen wird das Revier – in allerdings unterschiedlich starker Intensität – überregional bzw. international verortet. Dabei kommt auch das Ruhrgebiet gelegentlich in den Blick.

Das Buch gruppiert die einzelnen Aufsätze im Wesentlichen in chronologischer Reihenfolge: In der ersten Hälfte des 19. Jh. war Oberschlesien ein montanindustrieller Vorreiter in Deutschland, was Sebastian Rosenbaum am Beispiel der Stadt Tarnowitz erläutert. Der Kreis Pless geriet allerdings bald ins Hintertreffen, da dort Fürst Hans Heinrich XI. seine Waldungen – „eines der besten Jagdgebiete“ – nicht durch umweltschädliche Emissionen gefährdet sehen wollte (S. 90, Beitrag von Barbara Kalinowska-Wójcik). Nach 1850 wurde das Montanrevier vom Ruhrgebiet wirtschaftlich überholt, was auch durch einflussreiche Kontakte der zumeist adeligen Industriellen zum Berliner Hof nicht verhindert werden konnte (Beitrag von Stefanie van de Kerckhoff). Als Nachteil erwies sich vor allem die periphere Lage Oberschlesiens am „Dreikaisereck“, der südöstlichen Reichsgrenze zu Österreich-Ungarn und dem zu Russland gehörenden Königreich Polen hin. Von hier aus waren die mittel- und westdeutschen Ballungsräume nur mit beträchtlichem Aufwand zu erreichen, sodass stattdessen transnationale Verflechtungen in östlicher Richtung sinnvoller erschienen.

Nach der deutschen Weltkriegsniederlage von 1918 wurde der ökonomisch wertvollste Teil des ober-schlesischen Industriereviere dem neu gegründeten polnischen Staat zugesprochen. Diese Zerschneidung des Wirtschaftsraums war für beide Seiten extrem nachteilig. Da halfen auch demonstrative Investitionen im Infrastrukturbereich, „vornweg mit dem monumentalen Bau des Schlesischen Wojwodschaftsamtes und des schlesischen Sejms in Kattowitz“, nicht viel (S. 183, Beitrag von Piotr Greiner). Während des Zweiten Weltkriegs definierte ein Gutachten der zuständigen NS-Raumplanungsbehörde dann das gewaltsam wiedervereinigte Oberschlesien großspurig als den gegebenen Kohlelieferanten „für die skandinavischen und baltischen Länder, Italien, Ungarn und Südost-Europa“ (S. 277, Beitrag von Mirosław Sikora). Die Region galt damals auch als idealer Standort für kriegswichtige Industrien auf Steinkohlebasis für die Stromherstellung, die Produktion von synthetischem Kautschuk, die Hydrierung von Schmierstoffen, Öl und Benzin. Umfangreiche Produktionsanlagen entstanden namentlich in Blechhammer, Heydebreck und Monowitz bei Auschwitz – im letztgenannten Fall wurden bei den Baumaßnahmen auch KZ-Häftlinge eingesetzt; die meisten kamen dabei zu Tode.

Sehr häufig wird in dem Aufsatzband die – für Montanreviere typische – Migration angesprochen. Aufgrund der Grenzlage war dieses Thema in Oberschlesien nationalistisch akzentuiert und gewann seit der Gründung des Deutschen Reiches dramatisch an politischer Brisanz. Ursprünglich hatte eine slawophone Bauernbevölkerung dominiert, die sich in „schlonsakischen“ Dialekten auf polnischer Sprachbasis unterhielt. Die Industrielle Revolution führte dann nicht nur zum ökonomischen Engagement deutscher Unternehmer und Kaufleute, sondern auch zur Zuwanderung deutschsprachiger Facharbeiter, wie Bernard Linek am Beispiel der Ortschaften Biskupitz und Borsigwerk ausführt. Die Bevölkerungsexplosion bedingte zudem den Zuzug zahlreicher Verwaltungskräfte und Lehrer, sodass sich in den neuen Städten und großen Industriedörfern – wie Michał Witkowski für Königshütte dokumentiert – eine deutsche Führungsschicht etablierte, die Kulturförderung und Vereinswesen zunehmend für die Germanisierung des Proletariats instrumentalisierte. Im Gegenzug schuf die polnische Seite ein eigenes Vereinsleben und sah in ihrem „Kampf gegen den deutschen Nationalismus“ auch die Sozialdemokratie als ihren Gegner an (S. 108). Zwischen die Fronten geriet die katholische Kirche, sodass es nach 1922 in manchen Gemeinden zu regelrechten Machtkämpfen kam. Andrzej Michalczyk zeich-

net eine solche Zerreißprobe am Beispiel der St. Maria Magdalena-Gemeinde von Bielschowitz nach.

Seit dem Ende des Ersten Weltkriegs waren die Wanderungsbewegungen kaum noch 6konomisch, sondern vorwiegend politisch bedingt, beginnend mit dem Wegzug von 100 000 Deutschen aus dem polnisch gewordenen Teil Oberschlesiens nach 1922. Nach 1939 kollidierten Planungen des NS-Regimes, die nationalpolnische Bev6lkerung weitestgehend auszusiedeln, mit der kriegswirtschaftlichen Notwendigkeit, die Kohlef6rderung m6glichst effektiv aufrechtzuerhalten. Nach 1945 bewogen 6hnliche Gr6nde die neuen Machthaber, bei der Vertreibung von „deutschen“ Oberschlesiern die Fachkr6fte in den Zechen und Stahlwerken zun6chst einmal auszunehmen (Beitr6ge von Sikora und Gregor Ploch).

1939-1945 f6gte sich die eingessessene „schlonsakische“ Bev6lkerung zwar zumeist widerstandslos in das NS-Herrschaftssystem ein. Sie galt den NS-Machthabern aber als wenig zuverl6ssig, sodass – z.B. in Tichau – die administrativen F6hrungspositionen mit angeworbenen „Reichsdeutschen“ besetzt wurden (Beitrag von Mirosaw W6cki). Nach 1945 begegneten viele Schlesier den polnischen Neuank6mmlingen mit großer Reserviertheit. Von außerhalb zugewanderte Jungbergleute wurden sozial ausgegrenzt. Verschiedentlich eskalierte die Konfliktsituation bei Tanzveranstaltungen; es gab sogar Todesopfer (Beitr6ge von Tomasz Nawrocki 6ber die Bergbausiedlung Kopalnia und von Bogdan Kloch 6ber Konflikte zwischen „Hiesigen“ und „Fremden“ in den Kreisen Rybnik und Loslau).

In der Zusammenschau verdichten die einzelnen Beitr6ge des Aufsatzbands ein facettenreiches Mosaikbild der oberschlesischen Geschichte im 19. und 20. Jh. Die 6konomische Entwicklung, die vielf6ltigen Migrationsprozesse und die nationalistischen Zw6nge konstituierten ein regionsspezifisches Spannungsfeld, das im 20. Jh. mehrfach in Gewalt und Mord, Krieg und Vertreibung eskalierte.

In seinem Beitrag 6ber die Identit6tsfindung von Wir-Gruppen nach 1950 geht Gregor Ploch dann 6ber Oberschlesien hinaus und f6gt auch einen Appendix 6ber die Heimatvertriebenen und die sp6teren Zuwanderer ins Ruhrgebiet an. Ebenfalls aus der Perspektive des rheinisch-westf6lischen Montanreviers schreibt Lutz Budra 6ber oberschlesische Zuwanderer in Bottrop-Batenbrock w6hrend der Jahrzehnte des Deutschen Kaiserreichs. Auf der Basis einer detaillierten Auswertung zahlreicher Prim6rquellen differenziert und korrigiert er die bisherige Ruhrpolen-Forschung, die den Aspekt der nationalen Identit6tsbildung und politisch motivierten Identit6tspflege allzu einseitig in den Blickpunkt r6ckte. So belegt Budra z.B. f6r Bottrop, dass dort „die gemeinsame Zugeh6rigkeit zur Arbeiterbewegung [...] die Abgrenzung durch Nationalisierung neutralisieren“ konnte (S. 146).

Dortmund

Thomas Parent

Martina Niedhammer: Nur eine „Geld-Emancipation“? Loyalit6ten und Lebenswelten des Prager j6dischen Gr6b6rgertums 1800-1867. (Religi6se Kulturen im Europa der Neuzeit, Bd. 2.) Vandenhoeck & Ruprecht. G6ttingen – Bristol/CT 2013. 340 S., Ill. ISBN 978-3-525-31020-5. (€ 59,99.)

Die j6dische Gemeinde in Prag kann auf eine lange Geschichte zur6ckblicken. Ausgehend von ersten Ansiedlungen im 11. Jh. entwickelte sie sich zu einer der gr6ten in Europa – trotz rechtlicher Einschr6nkungen und bisweilen prek6rer Lebensbedingungen. Zu Beginn des 18. Jh. waren von etwa 75 000 Prager Einwohnern ca. 8500 Juden. In diesem Kontext widmet sich Martina Niedhammer in ihrer M6nchener Dissertation der Geschichte von f6nf Fabrikantenfamilien des 19. Jh., denen ihr 6konomischer Aufstieg „besondere Gestaltungsspielr6ume in Hinblick auf gesellschaftliche Kontakte und Begegnungen er6ffnete“ (S. 15).

Die Studie – entstanden im Rahmen des Graduiertenkollegs „Religi6se Kulturen im Europa des 19. und 20. Jahrhunderts“ der Ludwig-Maximilians-Universit6t M6nchen und der

Karlsuniversität Prag und unlängst mit dem Georg R. Schroubek-Preis der LMU ausgezeichnet – knüpft an die sich in den vergangenen Jahren verstärkende kulturhistorische Beschäftigung mit dem Themenkomplex „Identität“ an. Jenseits von früheren Erklärungsmustern, die sich gerade in Hinblick auf jüdische Bevölkerungsgruppen weitgehend einseitig auf die Paradigmen „Assimilation“ oder „Akkulturation“ stützten, gerieten dabei vermehrt „gemischte“, „plurale“ oder „hybride“ Identitäten in den Blick. Besonders die Forschung zur Habsburgermonarchie hat hier einige wichtige Beiträge geleistet, wie zahlreiche Untersuchungen zu als multiethnisch beschriebenen Regionen wie Galizien oder der Bukowina zeigen. Die Studie von N. fügt sich mit ihren Zentralbegriffen „Loyalität“ und „Lebenswelten“ sinnvoll in diesen Kontext ein und zeigt die Spannungen auf, in denen sich die gewählte Akteursgruppe bewegte.

Den zeitlichen Rahmen bilden die Toleranzpatente Josephs II. aus den 1780er Jahren und die rechtliche Gleichstellung der Juden im Ausgleich von 1867, wobei die Vf. diese Zäsuren nicht als strikte Grenzen betrachtet und stellenweise darüber hinausgeht. Aus etwa 20 in Anlehnung an Jürgen Kocka im Betrachtungszeitraum als „großbürgerlich“ beschreibbaren Prager jüdischen Familien hat sie unter quantitativen Gesichtspunkten fünf ausgewählt, die ihr „als Sonde dienen [...], mithilfe derer sich das potentielle Spektrum pluraler Identitäten innerhalb einer multiethnischen Stadt des frühen 19. Jahrhunderts ausloten lässt“ (S. 16). Gruppenbiografisch angelegt, will die Untersuchung den „Konnex zwischen den Akteuren und ihren Orten im Prager Stadtraum herstellen“ (S. 25). Dieses Konzept spiegelt sich in der Gliederung wider, die nicht chronologisch angelegt ist, sondern auf einer breiten Quellenbasis sechs markante, reale und imaginierte Orte der untersuchten Protagonisten als Grundlage der Darstellung nimmt. Im ersten Kapitel steht die Jerusalemsinsel als Sinnbild für den wirtschaftlichen Aufstieg der Unternehmerfamilien Porges (von Portheim), Dormizer, Jerusalem (von Salemfels), Lämél und Przibram. Neben der Leitung der dort angesiedelten Textilfabriken waren die Familien zumeist zusätzlich in anderen Gewerbebranchen tätig. In der ersten Hälfte des 19. Jh. entstand so ein starker Kontrast zwischen einer zunehmend abgesicherten wirtschaftlichen und einer rechtlich nach wie vor prekären Situation, die sich auch im ökonomischen Bereich durch zahlreiche, die Tätigkeit erschwerende Sonderregelungen äußerte. Die Minderheitenposition als Juden wurde zudem durch öffentliche Anfeindungen deutlich.

Trotz dieser Angriffe war spätestens ab den 1840er Jahren eine starke Teilnahme des jüdischen Großbürgertums am städtischen Vereinsleben zu verzeichnen. Verdeutlicht wird dies durch N. im zweiten Kapitel mit dem Sophiensaal, gelegen in einem in den 1830er Jahren auf einer Moldauinsel errichteten Palais. Dort fanden Bälle, Vereinsversammlungen und andere gesellschaftliche Ereignisse statt. Besonders im Prager Gewerbeverein waren die untersuchten Familien aktiv und knüpften hier auch Kontakte außerhalb der jüdischen Gemeinde sowohl zum deutsch- als auch zum tschechischsprachigen Bürgertum. Im Kontext der zunehmenden Nationalisierung besonders nach 1848 wollte man – bei eigener zumeist deutscher Umgangssprache – zunächst vermeiden, sich zu eindeutig zu positionieren, was in der zweiten Jahrhunderthälfte immer schwieriger wurde.

Mit dem wachsenden Wohlstand ging eine räumliche Trennung vom traditionellen Leben in der Juden- bzw. späteren Josefstadt (Josefov) einher: Es erfolgte der Umzug in repräsentative Wohnhäuser in anderen Prager Vierteln. Der Kontakt zum jüdischen Gemeindeleben mit seinen zahlreichen Synagogen – etwa dem „Tempel in der Geistgasse“ (drittes Kapitel) – wurde dennoch aufrechterhalten. Die Familien engagierten sich in verschiedenen religiösen Vereinen und leisteten finanzielle Unterstützung. Die bestehenden sozialen Diskrepanzen zu den anderen Gemeindemitgliedern sorgten gleichwohl für Bedenken hinsichtlich der Loyalität der Großbürgerlichen, die sich aber verschiedentlich auch in rechtlichen Fragen für ihre Glaubensgenossen einsetzten. Im vierten Kapitel dient die Wiener Hofkanzlei als Beispiel einer staatlichen Behörde, an die entsprechende Gesuche gerichtet wurden. Dies geschah im Kontext sowohl von Einzelinitiativen als auch von größeren Netzwerken, blieb aber nicht selten erfolglos.

Am Beispiel der Villa „Portheimka“ der Familie Porges in der damaligen Vorstadt Smichov zeigt die Vf. im fünften Kapitel die Lebenswelten der Familien genauer auf, die sich von denjenigen der jüdischen sowie auch der christlichen Mehrheitsbevölkerung stark unterschieden. Hochzeiten erfolgten in Anlehnung an adelige Praktiken meist innerhalb der eigenen sozialen Gruppe. Repräsentationsbedürfnis und Freizeitaktivitäten entsprachen weitgehend dem nichtjüdischen Bürgertum, eine Besonderheit bildete das Festhalten an jüdischen Erinnerungspraktiken im Bereich der Trauerkultur. Die Wandlungen des damit zusammenhängenden philanthropischen Engagements der Familien werden im sechsten Kapitel am Beispiel der Errichtung einer Stiftung durch Elise Herz aus der Familie Lämél geschildert, welche die Gründung einer Kinderbewahranstalt in Jerusalem zum Ziel hatte. Neue Formen einer „modernen, vom bürgerlichen Fortschrittsglauben beeinflussten Philanthropie“ (S. 280) traten hier neben klassische jüdische Formen.

In Beantwortung der im Titel gestellten Frage und in teilweiser Abgrenzung zu bisherigen Forschungsergebnissen stellt N. abschließend fest, dass die Emanzipation des Prager jüdischen Bürgertums eben nicht „[n]ur eine ‚Geld-Emancipation‘“ war. Die Mitglieder der untersuchten Familien bildeten stattdessen „oftmals komplexe Identitäten aus, die verschiedene Loyalitäten zu integrieren versuchten“ (S. 281), und hielten lange an traditionellen Bindungen fest – auch, wenn sich die vorherige böhmische Orientierung nach der rechtlichen Gleichstellung von 1867 zunehmend in Richtung Wien verlagerte. Den Rückbezug auf die eingangs geschilderten methodischen und konzeptionellen Grundlagen hätte man sich in der Schlussbetrachtung etwas ausführlicher gewünscht, um diese Phänomene besser deuten zu können. Die angehängten Stammbäume sind zur Einordnung der zahlreichen erwähnten Personen zwar sinnvoll, aufgrund der geringen Schriftgröße aber bisweilen kaum lesbar. Ausführliche biografische Überblicke zu den einzelnen Protagonisten hätten die Orientierung weiter erleichtert. Insgesamt sind dies freilich nur Marginalien zu einer Studie, die den Mikrokosmos einer kleinen Akteursgruppe und deren vielfältige gesellschaftliche Bezugspunkte detailliert analysiert, in vielem über ihren engeren Untersuchungsgegenstand hinausweist und damit einen instruktiven Beitrag zu einer Geschichte Ostmitteleuropas im 19. Jh. zu leisten vermag.

Chemnitz

Martin Munke

Filip Bláha: Frauenkörper im Fokus. Wahrnehmung zwischen Straße und Turnplatz in Prag und Dresden vor dem Ersten Weltkrieg. (Welt – Körper – Sprache. Perspektiven kultureller Wahrnehmungs- und Darstellungsformen, Bd. 11.) PL Academic Research. Frankfurt a.M. 2013. 282 S., Ill. ISBN 978-3-631-63390-8. (€ 49,95.)

Das Gesamtfazit der vorliegenden Arbeit lautet, dass der Frauenkörper als „nahezu universale Konstante“ die für die Untersuchungsregion Mitteleuropa sonst typischen nationalgesellschaftlichen Unterschiede überdecke (S. 244). Visualisierung und Wahrnehmung des Frauenkörpers in der deutschen Öffentlichkeit vor dem Ersten Weltkrieg wiesen außerordentlich große Ähnlichkeit zu denjenigen in Böhmen auf. Dies arbeitet Filip Bláha in seiner an der TU Dresden verteidigten Dissertation anhand einer vergleichenden Fallstudie zu Dresden und Prag durch die Analyse von Großstadt-, Turn- und Fotografiediskurs heraus.

B. wendet sich seinem Thema mit einem hohen theoretischen Anspruch zu. In der Einleitung, die fast einen Viertel des Haupttextes ausmacht, führt er in Anlehnung an Ulrike Landfester die Denkfigur „Raum und Körper und Nation“ ein. Diese drei Zeichensysteme seien in einer „triangulären Formalanatomie“ gegenseitig verflochten (S. 24), sodass deren Untersuchung es erlaube, die kulturhistorische Dimensionalität des Körpers im Nationaldiskurs zu erfassen. Für die Analyse des Raumdiskurses in den aufstrebenden Metropolen Dresden und Prag steht in methodischer Hinsicht Pierre Bourdieu Pate, für den Körperdiskurs außerdem Michel Foucault. Die Prozesse der Nationsbildung beschreibt B. in erster Linie gestützt auf das Modell von Miroslav Hroch. Dazu kommt eine kurze Theorie- und

Technikgeschichte der Fotografie im 19. Jh. Keiner tieferen Reflexion unterliegt der Gebrauch von zeitgenössischen Lexika als Quellen für normative Vorstellungen und Stereotype.

Die in der Einleitung ausgelegten Fäden nimmt B. in drei Hauptkapiteln von unterschiedlichem Gewicht wieder auf. Nur in Prag, das die dortigen Kommunalpolitiker in der zweiten Hälfte des 19. Jh. zu einer tschechischen Stadt und zur Hauptstadt der tschechischen Nationalbewegung transformieren wollten, erhielten fotografische Frauenporträts eine über das Private hinausreichende Dimension. Indem sie einzelne sogenannte Visitenkartenporträts oder deren Zusammenstellung zu Alben verschenkten, konnten sich bürgerliche Frauen als Subjekte und integraler Teil der tschechischen Nationalgesellschaft profilieren. In Dresden hingegen fehlte diese Sozialpraxis und die Frauen blieben Objekte der Wahrnehmung des männlichen Bürgertums. Darin bestand, so B., der größte Unterschied zwischen den beiden Städten und den von ihnen repräsentierten Nationen.

Das in der Figur des Flaneurs und den breiten Boulevards verkörperte Selbstbild des männlichen Bürgers entwickelte sich in den aufsteigenden Metropolen Dresden und Prag weitgehend parallel. Frauen blieben in vielerlei Hinsicht aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen, so etwa aus der Kaffeehauskultur, und wurden – sei es als Prostituierte oder als Plakatmädchen – zu Objekten des männlichen Blicks. Während sich die Germania und die Čechie als weibliche Nationalsymbole durchsetzten, blieb die Teilnahme von Frauen an den Festzügen, die fester Bestandteil der bürgerlichen Vereinskultur waren, oder gar am Schauturnen, das die Wehrhaftigkeit der Nation öffentlich unter Beweis stellen sollte, umstritten. Sowohl im tschechischen Sokol als auch in der deutschen Turnbewegung waren die Widerstände gegen das öffentliche Frauenturnen stark. Mit (rasse)hygienischen Argumenten hielten zahlreiche Zeitgenossen die körperliche Betätigung von Frauen nur insoweit für legitim, als diese nicht die Mutterrolle und die Reproduktion des Nationalkörpers bedrohte. Dem kraftvollen Männerkörper stellten die Beobachter von Turnfesten den „anmutigen“, „schönen“ und erotisierten Frauenkörper gegenüber.

Stand das Frauen(schau)turnen in beiden untersuchten Städten in einem Gegensatz zum Ideal der unbefleckten, entsexualisierten bürgerlichen Frau, so gewann laut B. in Prag anders als in Dresden letztlich das Nationalinteresse überhand: Das Frauenschauturnen wurde als Beweis für die Reife und Modernität der tschechischen Nation eingesetzt, Frauen subjektivierten sich als Teil des „Volkskörpers“.

Die einzelnen Teile der Arbeit hätten insgesamt ausgewogener ausfallen und stringenter aufeinander bezogen werden können. Gleichwohl schließt die Arbeit eine Lücke der Ostmitteleuropaforschung, indem sie nicht nur zahlreiche methodische Anregungen für weiterführende Studien gibt, sondern auch die Rolle der Frauen im tschechischen Sokol und darüber hinaus in der tschechischen Nationalbewegung anhand von visuellen Quellen darstellt.

Berlin – Zürich

Stefan Wiederkehr

Christian Tilitzki: Die Albertus-Universität Königsberg. Ihre Geschichte von der Reichsgründung bis zum Untergang der Provinz Ostpreußen (1871-1945). Band 1: 1871-1918. Akademie-Verl. Berlin 2012. IX, 813 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-05-004312-8. (€ 148,-)

Christian Tilitzki löste mit seiner Dissertation 2002 einen Sturm im Blätterwald aus: Zeitungen und Fachzeitschriften verschiedener Disziplinen rezensierten das fast 1500 Seiten umfassende Werk über die deutsche Universitätsphilosophie 1919-1945¹ als revisionistisch, apologetisch, antisemitisch und ideologisch sowie als positivistisch, aktengläubig,

¹ CHRISTIAN TILITZKI: Die deutsche Universitätsphilosophie in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, 2 Bde., Berlin 2002.

distanzlos und historistisch, aber auch als empirisch-quellengesättigt, faktenreich, sorgfältig, umfassend und enzyklopädisch. Uneinig waren sich die Rezensionen eher in der Frage, ob die aufwändigen Archivstudien durch die ideologische Perspektive entwertet werden oder ob dem Werk trotzdem bleibender Wert für die philosophiehistorische Forschung zu attestieren sei.² Der hier zu besprechende Band über die Albertina 1871-1918 legt ähnliche Urteile nahe und wirft ähnliche Fragen auf, wenn sich auch die Konstellation in Details unterscheidet. Das Erscheinen des Bandes über den brisanteren Zeitabschnitt 1918-1945 steht noch aus. Die Frage, wie und wozu der vorliegende Band nutzbar ist, den T. nicht nur als Prolog für die ursprünglich auf 1914-1945 zugeschnittene Untersuchung verstanden wissen will (S. 12), stellt sich auch dadurch, dass das Buch Fördermittel von drei Stiftungen und „vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages“ erhalten hat (S. IV).

Gegliedert ist es in vier ungleiche Teile: In der Einleitung stellt T. auf elf Seiten dar, dass die jüngere Geschichte der Albertina ein Desiderat sei und wie er diese zu bearbeiten gedenkt. Die folgenden fast 400 Seiten sind der Universität 1871-1914 gewidmet, prägend ist die Unterteilung in die Zeitabschnitte 1871-1900 und 1900-1914 sowie jeweils in die vier klassischen Fakultäten. Auf 82 Seiten behandelt T. dann den Ersten Weltkrieg und konzentriert sich dabei stärker auf die öffentliche Wirkung der Universität als im vorherigen Abschnitt. Schließlich bietet der Anhang auf 325 Seiten einen umfassenden Catalogus Professorum, einen Bildteil mit zahlreichen Porträts, das unverzichtbare Personenregister und das Quellen- und Literaturverzeichnis. Letzteres unterscheidet zwischen Primär- und Sekundärliteratur lediglich anhand des Erscheinungsjahres vor bzw. nach 1945 und handelt sich damit das Problem ein, dass die universitätsgeschichtliche Darstellung von Hans Rothfels – ein vierzehnteiliger Artikel von 1930, an die T. ausweislich der Einleitung wohl am stärksten anschließt – unter die Quellen fällt. Rothfels, 1926-1934 Professor in Königsberg, dürfte im Folgebund von zentraler Bedeutung sein, da die „Rothfels-Gruppe“ das in der Geschichtswissenschaft viel diskutierte Paradebeispiel für das übliche Bild Königsbergs als Zentrum der völkisch-nationalistischen Ostforschung und für eine sich den nationalsozialistischen „Lebensraum“-Zielen andienende Wissenschaft ist. Diese Deutung der Albertina als NS-affine „Grenzlanduniversität“ nimmt sich T. zum Hauptgegner (S. 4).

Wie die Gliederung bereits nahelegt, geht der Vf. vor allem entlang der Aktenüberlieferung vor. Die Ministerialakten zur Albertina hat er umfassend ausgewertet und referiert in weiten Teilen nach und nach ihre Inhalte, gespickt mit zahlreichen Zitaten und auch sonst eng an ihrem Text. Dieses den Band prägende Vorgehen entspringt T.s Bedürfnis, „dieser breiten Spur der unausgewerteten Akten so weit wie möglich zu folgen“ (S. 11), das von seinem Eindruck befeuert wird, zumindest das bis 1900 angefallene Archivgut zur Albertina seit 1945 erstmals zu benutzen (S. 11). Doch auch argumentationsstrategisch und geschichtstheoretisch entspricht es T.s Ansatz, die Akten selbst sprechen zu lassen, da sich in ihnen die Perspektive der universitären und bürokratischen Akteure abbilde. So grenzt er sich nicht nur von einem „sozialhistorischen Datenrausch“ (S. 8) ab, der häufig nur Trivialitäten bestätige, sondern vor allem von zwei Arten der Universitätsgeschichtsschreibung: Als meist substanzarme Lobhudelei verwirft er den von Jubiläen angeregten „Festschrift-Typ der Universitätshistoriographie“ (S. 8). Schlimmer noch findet T. „solche Anklagen“, in denen „die Geschichte der Albertina [...] nur im extrem reduzierten Format des NS-Kontextes Beachtung“ findet, wobei sie „ohne Quellenkenntnis nach ‚ideologiekritischem‘ Schematismus verführend [...] als ‚geistiges Zentrum‘ nationalsozialistischer Neuordnung des Ostraums“ (S. 4) eingeordnet werde. Lassen sich diese abgelehnten Haltungen gemäß

² Vgl. besonders THOMAS MEYER: Von der Einfühlung des Gedankens, in: Die Zeit vom 06.06.2002, URL: http://www.zeit.de/2002/24/Von_der_Einfuehlung_des_Gedankens.pdf (16.07.2014).

Friedrich Nietzsches zweiter unzeitgemäßer Betrachtung als monumentalische Historie und kritische Historie kategorisieren, so favorisiert T. offensichtlich eine antiquarische Historie. Wenn sich jedoch die Geschichte der Albertina weitestgehend in dem erschöpft, was die Aktenproduzenten in Königsberg und Berlin als zeitgenössische Zustände der Universität ansahen, ist gegen T.s Methode nur noch wenig einzuwenden. Valide Antworten auf die Frage nach den Kontinuitäts- und Bruchlinien, die in Königsberg zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus verlaufen, kann man aber aus der Zeitgenossenschaft nicht erwarten.

Inhaltlich skizziert T. die Albertina als Universität, die von ihrem europäischen Rang Mitte des 19. Jh. durch die Präferenzen des Berliner Kultusministeriums bis zum Ersten Weltkrieg eine Vernachlässigung erlebte: In den „oberen“ Fakultäten Theologie, Jura und Medizin zeitigte dies eine Stagnation auf provinziellem Niveau, während die „untere“ philosophische Fakultät auf die historisch-philologischen Fächer zusammenschmolz, erst ab 1910 relativiert durch Förderung der für Ostpreußen regional wichtigen Agrarwissenschaften (S. 12). In diesem Prozess habe die zunehmende konservative Dominanz langsam den „radikalen Liberalismus“ (S. 20) aus der Universität verdrängt. Dabei verschleiert T. die sich herausbildenden völkischen Funktionen der Albertina auch vor 1914, wenn er sie nur für den Zeitraum 1916-1938 „als Zentrum zur Erforschung der ‚slavischen Welt‘, als ein geistiger Mittelpunkt des nordosteuropäischen Kulturraums und auch als Motor im Prozeß der regionalen und zugleich nationalen Identitätsstiftung in Ostpreußen“ (S. 13) bezeichnet sehen will. Damit gibt er einen Ausblick auf seine Deutung des Aufstiegs „von der Provinz- zur national wie international ausstrahlenden ‚Grenzuniversität‘“ (S. 13) im Folgeband.

T. hat einen nützlichen enzyklopädischen Schlüssel zum Personal und zu den Akten der Albertus-Universität Königsberg vorgelegt, der als solcher auch dann weiter Verwendung finden wird, wenn seine meinungsfreudigen Bewertungen – die Gegenpositionen oftmals kurzerhand abkanzeln, statt sich mit ihnen auseinanderzusetzen (etwa S. 9, Fußnote 45) – keine Zustimmung finden. Zu Widerspruch und Neulektüre der Quellen anregend ist das Mammutwerk allemal, obwohl es zum Standardwerk, dem man bedenkenlos folgen kann, nicht taugt. Dass auch bei den zahlreichen Quellenziten kritische Distanz unverzichtbar bleibt, zeigt sich an einem ohne Archivstudien überprüfbar Zitat, laut dem die Wikipedia, „Stand November 2010“, den Bibliothekar Götz von Selle fälschlich zum „letzten Rektor der deutschsprachigen Universität“ erklärt habe (S. 4). Abgesehen davon, dass die erforderlichen Angaben zum Zitieren von Internetseiten fehlen, gab es eine solche Formulierung in der Wikipedia jedoch weder im Jahr 2010 noch später.

Augsburg – Bremen

Matthias Krämer

Włodzimierz Borodziej: Geschichte Polens im 20. Jahrhundert. Beck. München 2010. 489 S., Kt. ISBN 978-3-406-60648-9. (€ 26,95.)

Das zu besprechende Werk erfüllt zweifelsohne ein seit langem dringendes Forschungsdesiderat, indem es dem deutschen Leser auf konzise und gut lesbare Art und Weise, ohne jedoch an wissenschaftlichem Niveau einzubüßen, die neuere Geschichte des östlichen Nachbarlandes nahe bringt. Die Konzentration auf das 20. Jh. führt dabei das schwierigste Kapitel des deutsch-polnischen Verhältnisses vor Augen. Włodzimierz Borodziej nimmt die Zäsur des Jahres 1900 ernst und verleiht seiner Publikation so einen besonders eindrucksvollen Auftakt. Eine geradezu erschütternde Ohnmacht der Polen, die fast vollkommen in die Staatskörper ihrer Teilungsmächte integriert waren, steht in grellem Kontrast mit dem späteren abwechslungsreichen Schicksal des unerwartet wiedererstandenen Landes.

Der Autor widmet dem in Polen aus nahe liegenden Gründen oft übersehenen Ersten Weltkrieg das ihm gebührende Interesse, was insbesondere im Hinblick auf die wilhelminisch-habsburgische Besatzungszeit neue Erkenntnisse bringt. Zu Recht merkt B. an, dass

Osteuropa in der Erinnerungskultur an die Jahre 1914-1918 nicht existiert, wobei die erschreckenden Zerstörungen jener Zeit vom Trauma des Zweiten Weltkriegs vollständig verdeckt wurden. Hier fehlt es jedoch an einer breiteren Kontextualisierung der polnischen Unabhängigkeitsbestrebungen vor dem Hintergrund ostmitteleuropäischer Staaten, welche schließlich in ihrer Mehrzahl parallel zu den Ereignissen in Polen (wieder)erstanden. Ein beredtes, aber bei weitem nicht singuläres Beispiel bietet hier die Tschechoslowakei.

Ein feines Gespür für die Mäander der polnischen Geschichte zeigt der Autor bei der Schilderung der Nationaldemokratie und der Tätigkeit ihres Anführers Roman Dmowski, indem er die fatalen Konsequenzen seines vor allem in den angelsächsischen Ländern aufmerksam registrierten Antisemitismus für den Verlauf der Pariser Friedenskonferenz präsentiert. Folgerichtig nimmt B. die Berichterstattung über die Pogrome in Polen und in der Ukraine unter die Lupe, wobei der ukrainische Fall trotz „zweihundertfach größerer Opferzahl“ (S. 107) kein Interesse der Weltöffentlichkeit auf sich zog. Dabei zeigt der Vf. sehr nüchtern den Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung Polens als „das Land der Judenhetze“ (S. 107) und dem grundsätzlichen Misstrauen westeuropäischer Mächte der osteuropäischen Region gegenüber, das in dem Minderheitenschutzvertrag kulminierte. Wünschenswert wäre hingegen eine pointiertere Zurschaustellung der partiellen Absurdität polnischer Grenzkonflikte mit der Tschechoslowakei und Litauen gewesen, die – so einleuchtend die polnischen Ansprüche auch gewesen sein mögen – das Land langfristig in eine beinahe hermetische Isolation führten. Bereits an dieser Stelle kommt jedoch eine gewisse Scheu B.s vor scharfen Urteilen zum Ausdruck, an deren Stelle sich vielerorts eine brillante Dokumentierung findet, die aber oft genug die Neugier nach dem Standpunkt des Vf. ungestillt lässt.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen jene Passagen, in denen die Wirtschaft thematisiert wird. Sie sind durch ein wohldosiertes Fachwissen gekennzeichnet, das den Leser mit zwar einschlägigen Statistiken vertraut macht, ihn jedoch nicht im Zahlendickicht erstickern lässt. Dort, wo B. seine philologische Kompetenz unter Beweis stellt, gewinnt die Narration an Kontur, wie sich am Fall des Schriftstellers Stefan Żeromski zeigen lässt. Anhand dessen Haltung gelingt es dem Vf., die komplexe Genese des Maiputsches von 1926 herauszuarbeiten, indem er Józef Piłsudski vom Verdacht befreit, ein faschistoider Führer zu sein, und den Abschied von der parlamentarischen Demokratie richtig mit der linken Szene in Verbindung bringt. B. zeichnet präzise die Kräfteverteilung der Zweiten Republik nach und befreit Piłsudskis Sanacja-Lager von den propagandistischen Zuschreibungen aus der Mitte des 20. Jh. Dementsprechend weist er auf deren fehlenden Antisemitismus, eine neue Deutschlandpolitik, die unterschiedliche Akzentuierung der Minderheitenpolitik und die Distanz zur Kirche hin. Höchst aktuell ist die von B. betonte Spannung zwischen Zentralismus und Regionalismus in Polen. Die Annäherung an das Jahr 1925 fällt allerdings allzu warschauzentriert aus. Die Überschrift „Die Diktatur“ für das Kapitel über die Sanacja-Jahre 1926-1939 überrascht, da sie im Deutschen entschieden negative Konnotationen hervorruft und dem von B. sorgfältig analysierten Wesen des autoritären Regimes nicht gerecht wird.

Der dritte Teil beschäftigt sich mit dem Zweiten Weltkrieg und ist vor allem durch eine einfühlsame Charakterisierung des Holocausts sowie des jüdisch-polnischen Verhältnisses auf Grundlage der neuesten Forschungsliteratur gekennzeichnet. Positiv anzumerken ist B.s sichtliches Bemühen, Pauschalurteile zu vermeiden und stattdessen Fallstudien einzubeziehen (z.B. Koźmice, S. 204). Souverän behandelt er solche Themen, die bereits Gegenstand seiner eigenen Forschungen gewesen sind, also den polnischen Widerstand und den Warschauer Aufstand.

Als Autor einer hervorragenden einschlägigen Studie¹ schenkt B auch der sog. „Übergangsperiode“ der Jahre 1945-1948 besondere Aufmerksamkeit, die angesichts des erst allmählich nachlassenden Einflusses der Alliierten manche Kontinuität zur Vorkriegszeit aufgewiesen habe (z.B. die anfängliche Anwesenheit von Kirchenvertretern bei Staatsfeierlichkeiten). Der Stalinisierungsprozess wird hingegen weniger facettenreich präsentiert. Da hierzu immer noch manche Forschungsdefizite bestehen, bereitet jeder Syntheseversuch gewaltige Probleme; Gleiches gilt für die Gomulka-Ära: Einerseits bilanziert B. das Erbe von 14 Jahren „Genosse Wiesław“ zurecht als katastrophal, andererseits akzentuiert er nicht deutlich genug, dass gerade diese Jahre die zivilisatorische Distanz zu Westeuropa dramatisch vergrößerten und auch außenpolitisch alles andere als stabilisierend wirkten. Geradezu *terra incognita* betritt der Vf. mit der Charakterisierung Edward Giereks und seiner Regierungszeit, zumal dieser in Frankreich und Belgien aufgewachsene Parteifunktionär immer noch einer monografischen Darstellung harrt. Es drängt sich die Frage auf, was die Singularität der polnischen Entwicklung vor dem Hintergrund anderer RGW-Staaten ausmache, die sich nicht zuletzt aufgrund der extremen Heterogenität ihrer Aktivitäten nur schwer innerhalb des vorgegebenen Rahmens beantworten lässt. Umso mehr scheint das *Solidarność*-Phänomen zu den interessantesten und originellsten Erscheinungen der polnischen Geschichte im 20. Jh. zu gehören, was gerade an dessen widersprüchlichem, schillerndem Wesen liegt. Die im Ausland mit äußerster Skepsis rezipierte Symbiose von Syndikalismus und manifester Volksfrömmigkeit, von Arbeitern und Intelligenz sowie von sozialistischen Parolen und nationalem Unabhängigkeitsstreben versucht B. aus verschiedenen Blickwinkeln zu beleuchten: „[L]etztlich entzieht sie sich selbst aus der Perspektive von fast 30 Jahren einer eindeutigen Zuordnung“ (S. 365). Wenn auch der Vf. unmissverständlich und begründet immer wieder seine Distanz zu politischen Bewertungen durchblicken lässt, so könnten doch gerade deutsche Leser einen konzisen Deutungsversuch erwarten. Hervorzuheben ist, dass B. die Vorreiterrolle Polens in der Wendezeit 1989 nüchtern relativiert und die außenpolitischen Faktoren als die eigentlichen auslösenden Momente der friedlichen Revolution identifiziert.

Wrocław

Krzysztof Żarski

¹ WŁODZIMIERZ BORODZIEJ: *Od Poczdamu do Szklarskiej Poręby. Polska w stosunkach międzynarodowych 1945-1947* [Von Potsdam nach Szklarska Poręba. Polen in den internationalen Beziehungen 1945-1947], Londyn 1990.

Beate Störtkuhl: Moderne Architektur in Schlesien 1900 bis 1939. Baukultur und Politik. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 45.) Oldenbourg, München 2013. 512 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-486-71208-7. (€ 74,80.)

Beate Störtkuhls Habilitationsschrift analysiert das moderne Bauen in Schlesien von seinen Anfängen um 1900 bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs. Das Buch ist in zwei chronologische Teile gegliedert. Der erste Teil betrifft den Zeitraum 1900-1918 und beschreibt die schlesische Architekturproduktion unter preußischer Herrschaft. Der zweite Teil analysiert die Zwischenkriegszeit, folglich wird das Bauwesen parallel im deutschen Oberschlesien und in der autonomen Woiwodschaft Schlesien vorgestellt. Architektonische Werke werden nicht nur in den kulturellen Regionszentren Breslau und Kattowitz, sondern auch in kleineren Orten der Umgebung berücksichtigt. Somit verfolgt diese Studie einen regionalgeschichtlichen Ansatz und vertritt den gegenwärtigen *spatial turn* in der Kulturgeschichte, indem Schlesien als „Kulturlandschaft der Moderne“ betrachtet wird (S. 19).

Der polnische Kunsthistoriker Jan Białostocki hat festgestellt¹, dass ein Ort je nach Betrachtungsperspektive sowohl die Rolle des (Kunst-)Zentrums als auch die der (Kunst-)Peripherie einnehmen kann. An diese These anknüpfend, geht St. der Frage nach, inwieweit Städte wie Breslau und Kattowitz eine zentrale bzw. randständige Rolle in den Bautätigkeiten einnahmen und woher ihre Inspirationen kamen. Des Weiteren untersucht sie, wer die Akteure waren und inwiefern sie die Baukonzepte beeinflussten. Dabei geht die Vf. davon aus, dass die geografische und politische Situation Schlesiens im 20. Jh. die baukünstlerische Produktion maßgeblich beeinflusste. Am Beispiel zahlreicher Objekte zeigt sie, dass nicht nur der wirtschaftliche Aufschwung die Bautätigkeit vorantrieb, sondern dass vielmehr auch die bestehende Konkurrenz zwischen Zentrum und Peripherie innerhalb des Deutschen Reiches sowie die nationale Konkurrenz in dem zwischen Deutschland und Polen aufgeteilten Grenzland die öffentlichen Auftraggeber dazu brachten, Architektur als politisches Instrument zur nationalen Selbstdarstellung zu verstehen. Dabei wurde versucht, territoriale Ansprüche mit der historischen und kulturellen Verwurzelung Schlesiens in der Tradition der jeweiligen Nation zu erklären, diese jedoch gleichzeitig mit Fortschritt und Modernität zu identifizieren. Dieser kulturelle Wettstreit trug, so die Autorin, wesentlich dazu bei, dass Schlesien ein Zentrum der Moderne wurde.

Dass darüber hinaus insbesondere Breslau zu einem wichtigen Ort der Moderne wurde, sei außerdem den persönlichen Entscheidungen der Protagonisten zu verdanken. Architekten, wie etwa Hans Poelzig oder Max Berg, zogen aus Zentren der künstlerischen Reformbewegungen in Wien, München und Berlin in die östliche Peripherie Deutschlands, wodurch Breslau zu einer Großstadt mit prägnantem Kulturleben avancierte. Dennoch war es nicht nur den Künstlern zu verdanken, dass Breslau eine solche Entwicklung durchlief. Am Beispiel des größten Erfolgs der Breslauer Kulturszene, der Jahrtausendausstellung mit der berühmten Jahrhunderthalle Bergs aus dem Jahre 1913, zeigt die Vf., dass ohne das Engagement örtlicher Politiker und Investoren, ohne deren Lokalpatriotismus und Bestreben, Breslau mit anderen deutschen Städten konkurrenzfähig zu machen und dessen angebliche Provinzialität zu widerlegen, ein solcher Aufschwung nicht möglich gewesen wäre.

Wie politischer Ehrgeiz und politisches Engagement künstlerische Produktion beeinflussen konnten, zeigen auch zahlreiche Beispiele aus der Zwischenkriegszeit. Im deutschen Oberschlesien herrschte aufgrund der Flüchtlingswelle Wohnungsnot, weshalb die Bauproduktion wesentlich auf Wohnsiedlungen ausgerichtet war. Auch die wirtschaftliche Stagnation der 1930er Jahre ließ viele geplante Bauprojekte scheitern. Dennoch wurde mit all diesen Versuchen nach einem nationalen Stil gestrebt, der das „Deutsche“ zur Schau stellen sollte. Anders war es in der Woiwodschaft Schlesien, die durch ihren autonomen Status über größere Kompetenzen verfügte und sich deshalb von der Finanzierung durch den Zentralstaat lösen und eine von Schlesien aus gelenkte Kulturpolitik mittels Bauprojekten führen konnte. Dabei sahen sich die Kommunalpolitiker in Kattowitz in besonderer Konkurrenz zu der deutschen Dreistadt Hindenburg/Beuthen/Gleitwitz. Aus diesem Grund forcierte man in Kattowitz neben dem Bau zahlreicher monumentaler Repräsentationsgebäude in modernem Klassizismus sowie von Bildungseinrichtungen und Kirchen in neogotischem Stil auch solche Projekte, in denen sich Fortschritt und Modernität symbolisch manifestierten. So avancierte Kattowitz zum „amerikanischen Teil Polens“ (S. 375), wo die ersten Wohnhochhäuser Polens gebaut wurden.

Gerade solche Beispiele für Verflechtungen zwischen künstlerischer Begabung, politischem Bestreben auf kommunaler Ebene und nationalen Diskursen machen diesen Überblick über Architektur und Kunstdebatten zu einer beeindruckenden kulturwissenschaft-

¹ JAN BIAŁOSTOCKI: Some Values of Artistic Periphery, in: IRVING LAVIN (Hrsg.): Acts of the XXVIth International Congress of the History of Art, Bd. 1, University Park u.a. 1989, S. 49-58.

lichen Studie. Die Autorin liefert damit einen hervorragenden Einblick in die Architekturproduktion und gleichzeitig eine mehrdimensionale Analyse der kulturellen Landschaft Schlesiens. In diesem Sinne stellt diese Arbeit ein Novum sowohl in der deutsch- als auch in der polnischsprachigen Forschung dar. Aufgrund des Großformats mit zahlreichen, qualitativ hochwertigen Abbildungen und detaillierten Verzeichnissen lädt das Buch zum Anschauen und Nachschlagen ein.

München

Anna Pelka

Robert Luft: Parlamentarische Führungsgruppen und politische Strukturen in der tschechischen Gesellschaft. Tschechische Abgeordnete und Parteien des österreichischen Reichsrats 1907-1914. (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, Bd. 102, 1-2.) Oldenbourg. München 2012. XVII, 667 u. VI, 561 S. ISBN 978-3-486-58051-8. (€ 128,-.)

Robert Luft lobt im ersten Satz des Vorworts zwar die Vorteile „schlanker Bücher“, hat aber mit dieser Arbeit in zwei Bänden, die aus einer Dissertation in Mainz von 2001 hervorgegangen ist, diese Einsicht selbst nicht befolgt. Das Ergebnis beeindruckt aber nicht nur wegen der vielen Seiten, sondern auch wegen des Forschungsansatzes, der Durchführung der Untersuchung und deren überzeugender Darstellung. Im ersten Band erörtert der Vf. zunächst ausführlich die Methode der „kollektiven Biographie“, die er zu einer „dichten Beschreibung“ (S. 338) des Gremiums der 163 tschechischen Abgeordneten des Reichsrats in Wien aus den beiden Wahlen von 1907 und 1911 verwendet; im zweiten Band folgen dann ausführliche Biografien der Abgeordneten mit allen verfügbaren Daten sowie die Quellenangaben, eine Literaturliste von 89 Seiten und schließlich zwei Register zu den Personen- und Ortsnamen.

L. stellt zu Beginn zwei gängige Vorstellungen zur Geschichte Böhmens in Frage: zum einen jene vom unvermeidbaren Ende der Monarchie, die infolge einer Auflösung im Inneren in den Ersten Weltkrieg getaumelt sei, und zum anderen jene, dass die Tschechoslowakische Republik von 1918 einen vollständigen Neuanfang tschechischer Politik bedeutet habe. Hier setzt seine Untersuchung der ersten „Volkswahl“ nach Einführung des allgemeinen Stimmrechts für Männer von 1907 an und verfolgt die Entwicklung des Parteiensystems und die Einübung parlamentarischer Verhaltensweisen bis zum Vorabend des Weltkriegs. Der Vf. stellt fest, dass in dem Untersuchungszeitraum von nur sieben Jahren der Reichsrat eine „Scharnierfunktion“ (S. 11) einnahm und die beiden Legislaturperioden als eine „Phase eines grundlegenden Wandels der politischen Kultur“ des tschechischen Bevölkerungsteils verstanden werden kann (S. 656). Der Vf. sieht für die Habsburgermonarchie alten Stils das Ende des „langen 19. Jahrhunderts“ in der Wahl von 1907. Der Weg zu diesem Ergebnis ist lang und für den Leser nicht leicht zu bewältigen.

Zunächst erläutert L. die Methode einer kollektiv-biografischen Analyse mit umfassenden Verweisen auf eine breite Literatur. Darauf folgt eine knappe Geschichte der tschechischen Parteien, deren Mitglieder von Honoratioren zu Interessenvertretern ihrer Klientel wurden und darin die wirtschaftliche Entwicklung der tschechischen Teilgesellschaft widerspiegeln. Er stellt die Existenz von fünf gesellschaftlichen Lagern fest, die durch insgesamt 20 politische Parteien vertreten wurden, die untereinander durch Bündnisse verflochten waren und insgesamt ein stabiles politisches System garantierten. Eine Vielzahl von Vereinen und ökonomisch orientierten Verbänden im Vorfeld der Parteien lassen die tschechische Gesellschaft als ein „Volk der Vereine“ (S. 167) erscheinen, was mit dem Begriff der „Versäulung“ am besten charakterisiert ist.

Im Anschluss an diese Ausführungen schildert der Vf. das komplizierte Wahlsystem, die Probleme der Wahlkreisgeometrie und der Mehrheitswahl mit zwei Wahlgängen. Bemerkenswert ist, dass die Wahlbeteiligung im ersten Wahlgang mit 80 Prozent (S. 230) sehr hoch und das Ergebnis aussagekräftig war, der zweite Wahlgang durch die Bündnisse der Parteien um Personen und Interessen dann kein repräsentatives Ergebnis mehr ergab, da man die Sozialdemokraten systematisch benachteiligte. Insgesamt wurden auf diese

Weise in beiden Wahlen 163 Abgeordnete der tschechischen Gesellschaft durch die Wähler ermittelt.

Durch die Auswertung der Personaldaten erstellt der Vf. dann eine Kollektivbiografie der Abgeordneten und deren Typologie. Auf Grundlage der statistischen Angaben über Alter, Herkunft, Bildung, Konfession (98 Prozent der Abgeordneten waren katholisch, S. 388) und Karrieren entsteht das Bild einer „relativ geschlossenen Führungsschicht“ (S. 471), die auch durch Neuzugänge bei der Wahl von 1911 nicht grundsätzlich verändert wurde und damit eine parlamentarische Elite des tschechischen Bevölkerungsteils darstellte (S. 475).

Der Vf. schließt eine Darstellung der Organisationen – Fraktionen, Klubs und Vereine – an, die die Abgeordneten nach ihrer Wahl gebildet haben, denn das Gesetz sah Parteien als eigenständige Organisationen nicht vor. Zusammenarbeit und Streit bilden hier ein manchmal verwirrendes Bild (S. 500 ff.), denn die parlamentarische Tätigkeit fand in Ausschüssen und im Plenum statt, wo durch Reden, Debatten und Interpellationen, aber auch mittels Obstruktion „Politik“ gemacht wurde. Auch wenn die Abgeordneten an keiner Regierung beteiligt waren und es auch keine Zusammenarbeit über die Sprachgrenzen hinweg gab, so entwickelte sich in diesem Raum doch eine langsame Professionalisierung ihrer Tätigkeit, die auch zu kleinen Erfolgen im Umgang mit der Verwaltung führte, aber ohne Beteiligung an der politischen Verantwortung blieb. Dieses leitet zu einer allgemeinen Charakteristik der „politischen Kultur“ des alten Österreich über (S. 585 f.), die – von außen betrachtet – oft zu Spott und Satire einlud. L. findet den tieferen Sinn dieses komplexen politischen Systems in einem Machtkampf um ökonomische und weltanschauliche Probleme, der ohne äußere Regeln stattfand, in dem den Beteiligten die Konsensfähigkeit fehlte, Proporz und Junktim als Mittel der Durchsetzung politischer Ziele dienten, Antichambrieren und Korruption üblich waren und schließlich die Obstruktion als Kampfmittel gegen intransparente Entscheidungen genutzt wurde. Immerhin verwendete man im Parlament aber keine Waffen, wie der Vf. ironisch feststellt (S. 620).

In diesem politischen Umfeld ermittelte eine staatsferne tschechische Gesellschaft ihre Repräsentanten, die durch Wahlen an Selbstbewusstsein gewannen, sich in der „Politik“ schulten, aber keine Ämter in Wien anstrebten. Ohne Beteiligung des Adels entstand in dieser grundlegenden Formierungsphase eine neue Elite, die über den Weltkrieg hinaus die Geschicke der Tschechen leiten sollte.

Hierin liegt aber auch der Grund für eine kritische Bemerkung, denn der Vf. betrachtet ausdrücklich nur einen Teil der Gesellschaft in den böhmischen Ländern; da der deutschsprachige Teil nur wenige Male erwähnt wird, entsteht der Eindruck einer tschechischen Insel im Lande. Die nationale Problematik in Böhmen in ihren verschiedenen Aspekten (Sprachenrecht, Schulwesen, Beamtschaft) wird nicht behandelt; auch gesamtstaatliche Organisationen (Militär, Bürokratie, Kirchen, Großindustrie und Verkehrswesen) werden nicht berücksichtigt; die Juden fehlen als eigenes Thema. Dies entspräche aber auch nicht der Absicht des Vf. Bezogen auf die Herausbildung einer tschechischen Elite, die dann in der ersten Tschechoslowakischen Republik die politische Führung übernahm, hat er eine imponierende Leistung erbracht. Fleiß und kompetente Durchdringung der Gesamtproblematik seien hervorgehoben. Dieses Werk wird für das Verständnis der tschechischen Gesellschaft unerlässlich sein, stellt aber auch den Leser vor keine leichte Aufgabe, denn es wiegt 2,3 kg.

Köln

Manfred Alexander

Besetzt, interniert, deportiert. Der Erste Weltkrieg und die deutsche, jüdische, polnische und ukrainische Zivilbevölkerung im östlichen Europa. Hrsg. von Alfred E i s f e l d, Guido H a u s m a n n und Dietmar N e u t a t z. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 39.) Klartext-Verl. Essen 2013. 384 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8375-0783-6. (€ 39,95.)

Dem erinnerungsträchtigen 100. Gedenkjahr des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs vorgreifend, legen Alfred E i s f e l d, Guido H a u s m a n n und Dietmar N e u t a t z 16 Referate einer im Oktober 2008 durchgeführten internationalen Konferenz zur Politik der Krieg führenden Großmächte im Osten Europas gegenüber der dortigen Zivilbevölkerung vor. Die Hrsg. versuchen so, „die auf unterschiedliche regionale Wissenschaftscommunities verstreute Forschung zu den Auswirkungen des Ersten Weltkriegs auf das östliche Europa im Sinne einer synoptischen Analyse zusammenzuführen und auf diese Weise die von der Forschung unterbelichtete Problematik der Zivilbevölkerung ins Blickfeld zu rücken“ (S. 20). Es gelingt ihnen, dem selbstgesetzten Anspruch gerecht zu werden, wenngleich angesichts der Komplexität des Themas naturgemäß nur ausgewählte Gesichtspunkte vorgestellt werden konnten.

Den thematischen Teilaspekten vorangestellt ist Reinhard N a c h t i g a l s Überblick über die Kriegsziele der Mittelmächte, Russlands und Englands. Er hebt hervor, dass es sowohl Kriegsziele gab, die bereits bei Kriegsbeginn formuliert wurden und auf langfristige, im Wesentlichen imperialistische Bestrebungen zurückgingen, als auch solche, die während des Krieges eher beiläufig formuliert wurden. Einen besonderen Fall stellte Russland dar, das neben seinen imperialistischen Ansprüchen auch ein nach innen, gegen eigene Staatsangehörige gerichtetes Kriegsziel verfolgte: die Enteignung von Bauern und Unternehmern deutscher Abstammung.

Die anschließenden Beiträge stellen jene Bevölkerungen in den Mittelpunkt, die besonders stark von den kriegsbedingten Maßnahmen betroffen waren: Deutsche, Polen, Ukrainer und Juden, womit auch die regionale Konzentration auf Polen und die Ukraine korrespondiert. Dabei gilt das Interesse einerseits den militärischen Repressions- und Zwangsmaßnahmen gegenüber den vermeintlich feindseligen Ausländern bzw. den der Unzuverlässigkeit bezichtigten nationalen Minoritäten, andererseits der werbenden Politik der Kriegsmächte gegenüber der Bevölkerungsmehrheit im okkupierten Gebiet. Matthew S t i b b e zeichnet die Brutalisierung des Kriegsgeschehens anhand von Deportation und Internierung von sog. „Spionen“ aus den Randgebieten der Donaumonarchie nach, die neben Serben, Ruthenen und Italienern vor allem die Juden betrafen. Bei diesen Volksgruppen handelte es sich nicht um Feindstaatenausländer, sondern um Angehörige des Habsburgerreichs, die von der österreichisch-ungarischen Militärführung für deren Misserfolge auf den Kriegsschauplätzen Galiziens verantwortlich gemacht wurden. Interesse wecken die sich eher ergänzenden Beiträge von Pascal T r e e s und Sergej N e l i p o v i č über die Deportation deutscher Landbevölkerung aus Russisch-Polen 1914/15, da beide größtenteils auf demselben Quellenfundus basieren. Trees und Nelipovič verorten die Hauptinitiatoren dieser „Aussiedlung“ übereinstimmend bei der obersten Heeresleitung, akzentuieren deren Motivation jedoch unterschiedlich. Trees sieht den primären Beweggrund in der „Spionageparanoia“ (S. 229) der zurückweichenden russischen Militärs, die in den deutschen Kolonisten Schuldige für ihre Niederlagen ausmachten und sich so dem öffentlichen Druck zu entziehen suchten. Dagegen betont Nelipovič neben dem Vorwand der Spionage den ökonomischen Aspekt, da man sich parallel zur Deportation mit der Frage befasste, wie der Grundbesitz der Ausgesiedelten unter russische Kontrolle überführt werden konnte. Den repressiven Umgang mit der deutschen Minderheit im Inneren des Russischen Reiches behandeln Svetlana B o b y l e v a und Oksana B e z n o s o v a. Beide führen aus, dass der Krieg den bereits in den Jahrzehnten zuvor angewachsenen Ressentiments gegenüber den Deutschen in der russischen Gesellschaft vollends zum Durchbruch verholfen habe, was durch die verschärfte soziale Konkurrenzsituation bedingt worden sei. So beschreibt Bobyleva die russisch-deutsche Konkurrenz innerhalb der russischen Gesellschaft, wo Deutsche

vielfach aufgrund ihrer erfolgreichen Stellung und Präsenz in zunehmende Rivalität mit den russischen Bewohnern gerieten.

Der zweite Kreis von Beiträgen untersucht Maßnahmen und Handlungen, die auf eine politische Stabilisierung und Kontrolle der eroberten Gebiete zielten, nicht zuletzt deshalb, um diese wirtschaftlich auszubeuten. Wolfram Dornik verweist auf die komplexe Lage Österreich-Ungarns in der besetzten Westukraine, wo man die ukrainische Nationalbewegung zu fördern versuchte, um Russland zu schwächen, gleichzeitig aber von den Ukrainern in Galizien Loyalität einforderte. Eine ähnliche Strategie verfolgte das österreichisch-ungarische Besatzungsregime im Süden des Königreichs Polen, wo durch eine gezielte Förderung im Religions- und Kulturbereich die nationalen Bestrebungen der dortigen Polen kontrolliert werden sollten. Tamara Scheer sieht jedoch den Versuch, zu diesem Zweck vor allem den katholischen Glauben zu instrumentalisieren, als gescheitert an. Zu einem ähnlichen Befund gelangt Arkadiusz Stępiński für die deutsche Politik im besetzten Königreich Polen, durch kulturpolitische Zugeständnisse die Mehrheit der Polen für sich zu gewinnen. Die erhoffte Annäherung blieb aus, was auf die Unkenntnis über die Gegebenheiten des Landes sowie auf die kurzfristige, paternalistisch-überhebliche Denkweise der Besatzer zurückgeführt wird. Die nationalen Aspirationen der Polen wurden häufig unterschätzt und konnten im Laufe des Krieges auch durch pro-polnische Maßnahmen der Großmächte nicht mehr eingefangen werden, wie Jens Boysen am Beispiel der polnischen Zivilbevölkerung in den preußischen Ostprovinzen anschaulich darlegt.

Ergänzt wird der Sammelband durch spezifische, teils komparatistische Aspekte. Ljubov' Žvanko beschreibt die Versorgung der Flüchtlinge im Zarenreich und die allgemeine Überforderung der Behörden mit diesem Problem. Irina Čerkaz'janova schildert den Abbruch der deutsch-russischen Wissenschaftsbeziehungen 1914/15. Mit einem Aufsatz über das Misstrauen gegenüber den Deutschen in Kanada und in den USA während des Ersten Weltkriegs bietet Katja Wüstenbecker einen vergleichenden Blick auf den Umgang mit vermeintlichen sowie tatsächlich illoyal gewordenen Bürgern deutscher Herkunft in Nordamerika.

Insgesamt lassen die Beiträge zwei Dominanten erkennen. Primär konzentrieren sich die Autoren vornehmlich auf die Dichotomie zwischen den Trägern militärischer/staatlicher Gewalt und der betreffenden Bevölkerungsgruppe. Bei näherer Betrachtung handelte es sich jedoch oftmals um eine Trias zwischen den Militärbehörden, der Minderheit und der einheimischen Bevölkerungsmehrheit. So erfolgte z.B. die Deportation und Enteignung von Deutschen und Juden aus den russisch beherrschten Teilen Polens meist unter Zustimmung und Wohlwollen einheimischer Polen, was von der russischen Generalität auch beabsichtigt war. Auf diese Weise versuchte die zarische Obrigkeit die pro-russischen Kräfte (Nationaldemokraten) in der polnischen Gesellschaft zu fördern und das versprochene, aber nicht erfolgte Entgegenkommen in der nationalen Frage zu kompensieren. Daneben fällt auf, dass den Beiträgen ausschließlich staatliches, hier vor allem militärisch-amtliches Schriftgut zugrunde liegt. Quellen anderer Provenienzen wurden kaum berücksichtigt. Wie erkenntnisreich Letztere gerade bei diesem Thema sein können, zeigt Frank Schuster an der jüdischen Bevölkerung Ostgaliziens. Mittels autobiografischer Aufzeichnungen lässt sich anschaulich ein zeitgenössisches Psychogramm mit seinen längerfristigen Folgen für die Betroffenen rekonstruieren und zugleich die Befindlichkeiten der jüdischen Bevölkerung unter den verschiedenen Besatzungsregimen vergleichen.

Der Ertrag dieses Bandes liegt vor allem in der breiten Erfassung kriegsbedingter Handlungsimperative gegenüber der Zivilbevölkerung, die sich zwischen Gewalt und Fürsorge bewegten und die Macht und Ohnmacht militärischen Handelns aufzeigen. Inwiefern dabei die Ohnmacht etwaige Gewalt hervorrief, bleibt weiteren Forschungen vorbehalten.

Essen

Severin Gawlitta

Raimo Pullat, Risto Pullat: Morze wódki. Przemysł spirytusu na Bałtyku w okresie międzywojennym. [Ein Meer aus Wodka. Der Schmuggel von Schnaps im Ostseeraum in der Zwischenkriegszeit.] Polska Akademia Umiejętności. Kraków 2013. 501 S., Ill. ISBN 978-83-7676-152-7.

Im alltäglichen Bewusstsein der Polen hängt der Begriff „Alkoholverbot“ und der damit zusammenhängende Kampf der staatlichen Strukturen mit den Produzenten, Schmugglern und Anbietern illegalen Alkohols eng mit der Zeit der Prohibition in den USA (1920-1933) zusammen. Zu fast derselben Zeit (1919-1931) gab es auch in Finnland eine derart drastische Rechtsvorschrift, die dort zu einer immensen illegalen Verbreitung des Alkohols beitrug, während sie im benachbarten Estland und Lettland vor allem dazu anspornte, Alkohol für die zu Nüchternheit verurteilten Finnen zu schmuggeln. Die Esten haben in diesem Prozedere in erster Linie die Rolle eines Vermittlers gespielt, ihre Rolle als Produzent von geschmuggelten Spirituosen war hingegen gering. Das Gros des geschmuggelten Alkohols kam zu seinen finnischen Kunden über den Golf von Finnland und die breiteren Gewässer der gesamten nördlichen und östlichen Ostsee. Er stammte vor allem aus Deutschland, der Freien Stadt Danzig, Memel, Dänemark und sogar weiter entfernten Ländern wie den Niederlanden, der Tschechoslowakei und Ungarn. Diesem interessanten Phänomen ist das vorliegende Buch gewidmet, das nach seiner Veröffentlichung in Estland, Finnland und Lettland 2010-2012 nun auch in Polen erschienen ist. Diese einzigartige, außergewöhnlich solide, aus umfangreichen estnischen, finnischen und polnischen Quellen wie Presse, Literatur und Tagebüchern schöpfende Monografie wurde von einem Autorenduo verfasst. Raimo Pullat ist Neuzeithistoriker, sein Sohn Risto Jurist und hoher Polizeibeamter, der u.a. auf den Kampf gegen die organisierte Kriminalität spezialisiert ist.

Schmuggel ist ein althergebrachtes Phänomen, das sich in der Neuzeit im Zuge der Erhöhung der staatlichen Steuer- und Abgabenbelastung intensiviert. Vor allem im 19. und 20. Jh. wurde die Entwicklung des Schmuggels durch eine restriktive Preis-, Steuer- und Zollpolitik gefördert. Die Besonderheiten des Schmuggels im Ostseeraum (die Beteiligung von Matrosen, Bauern und Fischern) ergab sich aus den historischen, politischen und kulturellen Gegebenheiten vor Ort.

In ihrem Werk stellen die Autoren zunächst den politischen und wirtschaftlichen Hintergrund der Ereignisse dar, vor allem die estnisch-finnischen Beziehungen. Sie zeigen die rechtliche Entwicklung des finnischen Alkoholverbots und seine sozialen und wirtschaftlichen Folgen: den erhöhten Alkoholkonsum von 1,5-2 Liter pro Kopf, einen großen Verlust an Steuereinnahmen, den Schmuggel von Millionen Litern pro Jahr (im Jahre 1930 wurde 1 Million Liter illegalen Alkohols durch die Behörden beschlagnahmt). Sie behandeln die Geografie des Schmuggels (Hauptstrecken, Zentren sowie die angewandten Vorgehensweisen). Sie verweisen auf die ambivalenten sozialen Auswirkungen, wobei die negativen Folgen überwogen. Manchmal wurde der Schmuggel zur Existenzgrundlage ganzer Siedlungen. Die meisten Küstenbewohner hielten den Schmuggel für einen normalen Weg, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und nicht für ein Verbrechen oder etwas, für das man sich schämen müsste. Kriminelle Organisationen beschädigten zum einen die staatlichen Strukturen, zum anderen übernahmen sie in manchen Bereichen eine quasi-staatliche Funktion und gaben ihren Mitgliedern und deren Familien persönliche und materielle Sicherheit. In dieser Situation brachte die durch Polizei, Grenzschutz, Zoll und Justiz durchgeführte Bekämpfung des Schmuggels nur bescheidene Ergebnisse. Die Wiedereröffnung der gesetzlichen Spirituosenläden in Finnland trug dazu bei, dass der Schmuggel abnahm. Er wurde aber nicht vollständig beseitigt, weil die Preisunterschiede weiterhin Gewinn versprachen.

Die statistischen Anhänge, u.a. zu der Menge des 1929 auf Schiffen aus Danzig und Kiel beschlagnahmten Alkohols, erhöhen den Wert der vorliegenden Arbeit. Äußerst interessant sind die zahlreichen Abbildungen, die nicht nur die Schmuggler und ihre Gerätschaften, sondern auch die Umwelt und die Bedingungen, unter denen sie lebten, zeigen.

Insgesamt liegt ein wichtiges und interessantes Buch vor, das nicht nur professionelle Historiker, sondern auch einen breiten Leserkreis interessieren dürfte, vor allem in den Ländern im Norden und Osten Europas, wo sich in den letzten zwei Jahrhunderten der Konsum von Wodka etabliert hat.

Warszawa

Andrzej Klonder

Maik Schmerbauch: Die Seelsorge für die deutschen Katholiken in der polnischen Diözese Kattowitz und das Diözesanblatt „Der Sonntagsbote“ in den Jahren 1925-1939/41. (Arbeiten zur schlesischen Kirchengeschichte, Bd. 23.) Aschendorff. Münster 2012. 370 S. ISBN 978-3-402-10181-0. (€ 19,80.)

Das Schicksal der deutschen Minderheit in dem nach dem Ersten Weltkrieg geteilten Oberschlesien gehört zu den am häufigsten erforschten Kapiteln in der Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen im 20. Jh. Ähnlich intensiv wurde die Geschichte der deutschen Katholiken erforscht. Mit diesem Thema setzten sich Jarosław Macała, Lech Krzyżanowski, insbesondere aber Pia Nordblom in ihrem monumentalen Werk¹ über Eduard Pants Wochenzeitung *Der Deutsche in Polen* auseinander.

Dass auch viele weitere Motive eine gründliche Erforschung verdienen, versucht Maik Schmerbauch mit seiner Monografie nachzuweisen, die eine erweiterte Fassung seiner Dissertation darstellt. Das Werk ist dem 1925-1941 erschienenen Wochenblatt *Der Sonntagsbote* (SB) für die deutschen Katholiken der Diözese Kattowitz gewidmet. Der Autor, der auch eine Biografie des Prälaten Franz Wosnitza vorgelegt hat², verfolgt dabei drei Ziele. Erstens schildert er das Schicksal der deutschen Katholiken in der Woiwodschaft Schlesien und die Formen ihrer seelsorgerischen Betreuung. Zweitens analysiert er das Profil des SB und dessen Einfluss auf die deutschen Katholiken in dieser Diözese, und drittens untersucht er die im SB aufgegriffenen öffentlichen Diskurse und den jeweiligen Standpunkt der Redaktion. Seine Erläuterungen stützen sich auf eine detaillierte Analyse des SB sowie auf deutsche und polnische Archivunterlagen. Ein neues Licht auf die Situation der deutschen Katholiken in der Woiwodschaft Schlesien werfen die Akten des deutschen Konsulats in Kattowitz. Sch. greift ferner auf *Gość Niedzielny*, das polnischsprachige Pendant zum SB, und das Sanacja-Blatt *Polska Zachodnia* zurück.

Gemäß ihren Zielen besteht die Arbeit, im Anschluss an die methodologisch-historische Einführung, aus drei Teilen. Im ersten Teil setzt sich Sch. mit dem politischen und kirchlichen Umfeld in der Zwischenkriegszeit auseinander. In gelungener Weise zeigt er, wie die deutschen Katholiken und die katholische Kirche insgesamt immer stärker in die Defensive gerieten. Die deutschen Katholiken machten nach der Teilung der Region ca. ein Drittel aller Katholiken Polnisch-Oberschlesiens aus. Wegen des raschen Rückgangs der Gläubigen sank die Zahl der deutschen Gottesdienste, was wiederum zu Protesten der deutschsprachigen Katholiken führte. Polnische Nationalisten waren der Auffassung, dass die Veränderungen in diesem Bereich zu langsam abliefen. Deutsche Politiker empfanden diese Entwicklung hingegen als Zwangspolonisierung. Als Folge dieser Prozesse, die auf der Teilung der Region, der Assimilierung und politischen Eingriffen beruhten, wurden die Heiligen Messen auf beiden Seiten der Grenze nicht mehr in der jeweiligen Minderheitensprache abgehalten.

¹ PIA NORDBLOM: Für Glaube und Volkstum. Die katholische Wochenzeitung „Der Deutsche in Polen“ (1934-1939), Paderborn u.a. 2000.

² MAIK SCHMERBAUCH: Prälat Franz Wosnitza (1092-1979) – ehemaliger Generalvikar von Kattowitz, Münster 2010.

Dieser Entwicklung wollten die deutschen Katholiken auf dreierlei Weise begegnen: mit dem SB, konfessionellen Vereinen und der Verwendung der deutschen Sprache im religiösen Leben. Da die zwei letzten Punkte seit 1922 einem ständigen politischen Druck unterlagen, wuchs die Bedeutung des SB. Der Autor weist auf die Tatsache hin, dass die einzelnen Kattowitzer Bischöfe (auch August Hlond) ungeachtet der angespannten Situation auch weiterhin ihr Interesse an den deutschen Katholiken bekundeten und sich in vielerlei Weise für ihre seelsorgerischen Bedürfnisse einsetzten. Die Vertreter der deutschen Katholiken wiederum waren gegenüber dem polnischen Staat aktivistisch eingestellt. Dies äußerte sich im SB in der polnischen Schreibweise von Orts- und Familiennamen.

Im folgenden Kapitel werden die Struktur der Zeitschrift sowie die Rolle der einzelnen Redakteure und Mitarbeiter analysiert. Sch. unternimmt hier auch den Versuch, die Beziehungen zwischen dem SB und anderen Presseorganen und Gruppierungen in der Woiwodschaft Schlesien und in Deutschland zu schildern. Er thematisiert auch die Haltung Wosnitzas nach dem 1. September 1939, seinen Konformismus und die schnelle Gleichschaltung des SB. In diesem wertvollsten Teil der Abhandlung werden bisher unbekannte Fakten präsentiert, u.a. das Verhältnis Bischof Hlonds zu dem Blatt und den deutschen Katholiken sowie auch verschiedene Formen der Aktivitäten dieser Gruppe – Gottesdienste, Wallfahrten, Seelsorge und Vereine.

Der letzte Teil der Arbeit, der sich den in dem SB behandelten Themenbereichen widmet, fällt etwas schwächer aus. Hier liefert Sch. wenige neue Erkenntnisse. Alle hier analysierten Bereiche waren eng mit der Situation in Deutschland verbunden, das für das Blatt den wichtigsten Bezugspunkt darstellte. Die Besonderheit bestand darin, dass das SB bis 1939 über und gegen den Nationalsozialismus frei polemisieren und die Ansichten deutscher Katholiken artikulieren konnte. Dem Blatt entnimmt man, dass sich das negative bzw. passive Verhältnis der Katholiken zu den Juden über längere Zeit nicht veränderte und zwar trotz der entschiedenen Reaktionen nach der Reichspogromnacht. Das Dilemma des Blattes und seiner Leser bestand darin, dass die nationalsozialistischen Parolen von der Opferbereitschaft für die Gemeinschaft, der Aufopferung für andere und der Bedeutung des Willens nicht allzu weit von der katholischen Weltanschauung entfernt waren. Folglich war es schwer, mit dem Nationalsozialismus auf dieser Ebene zu polemisieren. Vielmehr waren viele deutsche Katholiken davon überzeugt, dass Deutschland seit 1933 wieder auf dem Weg zur Weltmacht war, und sie behielten diese Begeisterung bis zur Einstellung des Blattes.

Verwunderlich ist, dass offenbar die Orthografie und Namensbezeichnungen nicht ausreichend korrigiert und dass in Familiennamen keine Diakritika verwendet wurden. Ferner ist als Mangel festzustellen, dass sich die traditionelle Herangehensweise des Autors auch auf solche analytische Kategorien bezieht, die in einem historisch-methodischen Kontext hätten gesetzt werden sollen (Auslandsdeutschtum, gesamtschlesischer regionaler Raum). Ähnliches gilt für die Berufung auf Autoren, die mit der Ostforschung verbunden waren, wie z.B. Emil Brzoska.

Überdies weist die Arbeit einige faktografische Fehler auf, die jedoch in erster Linie Randaspekte betreffen. Etwas nervenaufreibend sind in einer wissenschaftlichen Arbeit beispielsweise die notorische und stereotype Betonung der negativen Rolle Wojciech Korfantys beim Ausbruch der schlesischen Aufstände sowie der angeblich ungerechten Gebietsteilung nach dem deutschen Abstimmungssieg. Der Autor hätte ferner auf die Bedeutung der historischen Bindungen Oberschlesiens (vor allem des Gebiets, das später die Woiwodschaft Schlesien bildete) mit der Diözese Krakau hinweisen sollen. Die Dekanate Beuthen, Pless und Rybnik wurden formell erst 1821 an das Bistum Breslau angeschlossen. Zuvor waren sie acht Jahrhunderte lang mit Krakau verbunden gewesen.

Trotz dieser zweifelhaften Auffassungen stellt die Arbeit eine wertvolle Abhandlung zur Kirchengeschichte dar, die vor dem Hintergrund des SB das Schicksal der deutschen Katholiken, ihre Entfremdung vom polnischen Staat und die Nicht-Anpassung an die politischen Veränderungen in Deutschland zeigt. Das hier gezeichnete Bild ist differenzierter

als das bisher bekannte. Geschildert werden ferner die Versuche, das Verhältnis zwischen zwei nationalen Gruppen innerhalb derselben Religion zu verbessern. Am Rande verbleibt dagegen das zentrale Problem des Katholizismus in der ersten Hälfte des 20. Jh., nämlich die äußerst defensive Haltung gegenüber den kollektivistischen Ideologien der Moderne und die zu langsame Anpassung an den zivilisatorischen Wandel. Trotzdem liefert das Buch auch in diesem Bereich jede Menge Stoff zum Nachdenken.

Opole

Bernard Linek

Deniss Hanovs, Valdis Tēraudkalns: Ultimate Freedom – No Choice. The Culture of Authoritarianism in Latvia, 1934-1940. (Central and Eastern Europe. Regional Perspectives in Global Context, Bd. 2.) Brill. Leiden – Boston 2013. 272 S. ISBN 978-90-04-24355-2. (€ 103,-)

Der kryptische Titel verheißt nichts Gutes, und das Rätselraten geht im Fließtext weiter. Was beispielsweise der folgende Satz bedeuten könnte, hat sich dem Rezensenten auch nach der Konsultierung von Lexika und einem Englisch-Wörterbuch nicht wirklich voll erschließen können: „The apotheosis part of the scenario of *Atdzimšanas Dziesma* contains an important indication of the analysis of the performance's chronosis“ (S. 61). Ein anderes Beispiel wäre: „National Meeting was elected in Estonia in 1936“ (S. 20). Aus dem Zusammenhang erschließt sich in diesem Fall, dass kein nationales Treffen gewählt wurde, sondern eine Nationalversammlung (National Assembly). Die von der Friedrich-Ebert-Stiftung geförderte Übersetzung der Monografie aus dem Lettischen ist eine Pfuscharbeit und wurde nie von einem Muttersprachler redigiert. Interessanterweise haben dies scheinbar weder der Verlag noch die Hrsg. der Schriftenreihe bemerkt. Neben wiederholtem Rätselraten und dem Ärger über zahlreiche sprachliche und stilistische Fehler sollte sich der Leser nicht nur mit Geduld, sondern auch mit einem Lettisch-Deutsch-Wörterbuch wappnen, denn nur im besten Falle werden lettische Ausdrücke im Text beim ersten Auftreten übersetzt, später allerdings nicht mehr. Die monumentale Freiluftinszenierung *Atdzimšanas Dziesma* z.B. wird dagegen insgesamt 36 Mal erwähnt, und ihr ist sogar ein eigenes Kapitel gewidmet, doch der Leser erfährt nirgends, was der Titel diese Stückes wohl bedeuten könnte. Die beiden Autoren Deniss Hanovs und Valdis Tēraudkalns schreiben ohnehin mitunter recht kompliziert und hüpfen von einem Thema zum anderen, die Übersetzung macht dies noch schlimmer.

Das Thema dieser Monografie ist die Inszenierung des Kultes um den „Führer“ Lettlands, den autoritären Präsidenten Kārlis Ulmanis, der sich 1934 an die Macht geputscht hatte. Die Vf. möchten mit Hilfe „einer semiotischen Analyse der politischen Diskurse [...] die Glorifizierung von Ulmanis“ untersuchen (S. 15). Hierbei gehen sie von vier strukturellen Elementen aus: der Persönlichkeit, der Aktivität, den symbolischen Artefakten und der Interaktion. Bei ihrem kulturwissenschaftlichen Zugang nutzen sie eine ganze Reihe unterschiedlicher Ansätze und Autoren, vom Legitimierungsmythos des römischen Kaisers Augustus bis hin zu Pierre Bourdieu, Michel Foucault, „Kozielek“ (S. 204, gemeint ist offenbar Reinhart Koselleck), Malte Rolf oder Karl Schlögel. Auch beziehen sie sich wiederholt auf die heutige lettische Politik. Immer wieder werden Vergleiche mit Stalin, Hitler, Mussolini und anderen „Führern“ gezogen. Warum aber die seit über einem Jahrzehnt blühende historische Forschung zum Thema Führerkulte vollkommen ignoriert wird, wie beispielsweise die Arbeiten von Balázs Apor, Jan C. Behrends und Heidi Hein-Kircher, bleibt eines der vielen Rätsel dieses Werkes. Weiterhin wirken viele Vergleiche unbeholfen, da die Autoren sich nicht wirklich in der Stalinismus-, Faschismus- oder Nationalsozialismusforschung auskennen. Der Persönlichkeitskult, der dem Fall Ulmanis am nächsten steht – nämlich der Kult um den estnischen autoritären Machthaber Konstantin Päts – wird dagegen nicht herangezogen.

Angekündigt wird vom Verlag eine auf Archivrecherchen basierende Studie, tatsächlich wurde der Bestand des lettischen Ministeriums für Öffentliche Angelegenheiten, einer Art

Propagandaeinrichtung des Regimes, untersucht, doch das Herzstück der Arbeit beruht auf der Auswertung und Interpretation zeitgenössischer Publizistik. Dies ist teilweise recht gut gelungen, doch die sprunghafte Darstellung und die vielen formalen Mängel mindern den positiven Eindruck. Da es sich um die Übersetzung eines ursprünglich für eine lettische Leserschaft verfassten Werkes handelt, hätte noch ein Überblickskapitel über die Situation im Lande während der Zwischenkriegszeit eingefügt werden müssen: Der Text setzt mitunter Wissen voraus, das ein ausländischer Leser normalerweise nicht haben kann. Mitunter irren sich die Autoren auch, wenn sie beispielsweise das formelle Ende von Ulmanis' Präsidentschaft einen Monat zu früh datieren (S. 25).

Bei der Analyse des Ulmanis-Kultes sprechen die Vf. in den einzelnen Kapiteln durchaus interessante Themen wie die erwähnte monumentale Freiluftinszenierung an, die im Putsch des Machthabers praktisch den Endpunkt der lettischen Geschichte sieht, oder die Beziehung des Regimes zu Lettgallen, einer zu lettifizierenden Region. Der Vergleich mit Stalin fällt dagegen nicht sehr überzeugend aus. Die öffentlichen Feierlichkeiten für den Führer und die räumliche Neugestaltung Rigas erscheinen dann schon als spannender. Zumindest für den Rezensenten waren die Beziehungen des Regimes zur Kirche und die Versuche, ein lettisches Christentum zu entwickeln, Neuland; diese Ausführungen stellen das interessanteste Kapitel des Werkes dar. Die Schlussfolgerungen fallen hingegen inhaltlich schon etwas ab und berücksichtigen die in der Einleitung angeführten theoretischen Ansätze überhaupt nicht. Das Register ist offenbar nicht ganz vollständig, und ein Glossar fehlt leider. Die Fußnoten sind manchmal etwas schwierig zu nutzen, weil beim zweiten Verweis auf einen Titel dieser nicht mehr angegeben, sondern auf die erste Nennung in einer Fußnote weiter vorn hingewiesen wird. Der Leser muss also hin und her blättern, will er die Verweise verfolgen.

Zusammenfassend gesagt, hat das Werk erhebliche Schwächen, und die Übersetzung verstärkt den negativen Eindruck. Diese Arbeit bedürfte einer gründlichen Überarbeitung, einer Einbeziehung der neueren Forschungen zu historischen Persönlichkeitskulten und einer besseren Übersetzung. Dies ist eigentlich schade, denn der Ansatz, die Publizistik des Ulmanis-Regimes ernst zu nehmen und gründlich zu analysieren, erscheint durchaus als vielversprechend. In der vorliegenden Form kann dieses Buch jedoch nicht empfohlen werden.

Tartu

Olaf Mertelsmann

Detlef Brandes, Alena Mišková: Vom Osteuropa-Lehrstuhl ins Prager Rathaus. Josef Pfitzner 1901-1945. Masarykův ústav a Archiv AV ČR – Klartext. Praha – Essen 2013. 396 S. ISBN 978-80-87782-03-3, 978-3-8375-0895-6. (€ 42,-)

An Josef Pfitzner haben sich bereits diverse Historiker abgearbeitet, die sich mit der Entwicklung der deutschen Geschichtsschreibung befassen. Pavel Kolář, Frank Hadler und Manfred Stoy etwa untersuchten Pfitzners Karriere, seine Texte oder seine politische Tätigkeit im Prager Magistrat. Detlef Brandes und Alena Mišková beabsichtigen mit ihrer Biografie einer Frage nachzugehen, die ihrer Meinung nach in den bisherigen Texten über den Osteuropahistoriker unbeantwortet geblieben ist: Wer war Josef Pfitzner eigentlich? Als Leitfrage formulieren sie in der Einleitung keinen geringeren Anspruch als den, die Fragen nach seiner Herkunft, Geschichte, seinem Verhalten, seinen Wünschen und nicht zuletzt nach seiner Persönlichkeit zu klären.

Der Aufbau des Buches ist chronologisch, die 13 Kapitel gehen auf Pfitzners einzelne Lebensabschnitte ein. Die Vf. haben sich die Kapitel folgendermaßen aufgeteilt: M. beginnt mit Pfitzners Kindheit und Privatleben, seinen ersten wissenschaftlichen Arbeiten, seinen deutschen und seinen tschechischen Kollegen und beendet ihren Teil nach der Aufarbeitung von Pfitzners Tätigkeit als Pädagoge und seinen akademischen Ehrungen mit einem Zwischenergebnis. B., der an den Schluss seiner jeweiligen Hauptkapitel immer eine hilfreiche Zusammenfassung setzt, was bei M. auch wünschenswert gewesen wäre,

beschäftigt sich mit Pfitzners Rolle als Historiker, als Propagandist der Sudetendeutschen und als Prager Stadtrat, schreibt weiter über Pfitzners Machtkämpfe, seine Kommunal- und Volkstumspolitik sowie das Ende des Prager Deutschtums und Pfitzners selbst, der am 6. September 1945 hingerichtet wurde. Diese Kapitelaufteilung stimmt mit der Formulierung der Vf. überein, das „zweite Gesicht Josef Pfitzners“ sei „seine politische Karriere“ (S. 14) gewesen. Als eine wesentliche Quelle erwies sich für die Vf. der unerwartet in Linz entdeckte Nachlass Pfitzners. Darüber hinaus wurden zahlreiche Quellen aus dem Národní Archiv, dem Bundesarchiv Koblenz (hier aus dem Hauptamt für Kommunalpolitik der Reichsleitung der NSDAP und der Reichskanzlei), dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes sowie der Nachlass von Pfitzners Doktorvater Hans Hirsch herangezogen. Als weitere Primärliteratur dienen Pfitzners Werke. Nicht zuletzt war sein Tagebuch sehr wichtig, von dem nur ein edierter Teil erhalten ist, der von M. selbst bereits im Jahr 2000 herausgegeben worden war.

Tagebücher, Briefe und Tätigkeitsberichte sind für eine befriedigende Antwort der Leitfrage wesentlich, die Vf. setzen sie stets passend und angemessen ein. Gleichzeitig ist die Balance zwischen den persönlichen Angelegenheiten Pfitzners und dem historischen Kontext sehr gelungen. M. und B. machen es sich nicht etwa leicht, indem sie die Quellen für sich sprechen ließen, sondern sorgen stets für die notwendigen historischen Hintergründe, die der Leser braucht, um Pfitzners einzelne Handlungen zu verstehen. Insofern ist das Buch für ein Publikum geeignet, das nicht unbedingt mit allen Details der deutschen Okkupation Prags vertraut ist; gute Kenntnisse des Zweiten Weltkriegs sollten jedoch vorhanden sein. M. und B. beleuchten akribisch Pfitzners historisches Umfeld; besonders B. zeichnet Pfitzners Kommunal- und Volkstumspolitik und die damit verbundene weitreichende Durchsetzung deutscher Interessen in Prag durch zahlreiche Aktenbelege nach. Allen Kapiteln, besonders jedoch dem über Pfitzners Kommunal- und Volkstumspolitik, fehlt es nicht an Belegen, Zahlen und Quellenzitaten – eine beeindruckende Fleißarbeit. Dass ein Forschungsschwerpunkt auf Pfitzners persönlichem Umfeld liegt, zeigt auch die Tatsache, dass M. und B. ganze Unterkapitel Pfitzners Weggefährten widmen, z.B. Hans Hirsch, Heinz Zatschek, Josef Šusta, Reinhard Heydrich oder Karl Frank, was für die Erforschung von Netzwerkstrukturen unerlässlich ist. Als eine Antwort auf ihre Leitfrage geben die Vf. an, Pfitzner in den Quellen als einen äußerst egozentristischen, verbissenen und kleinlichen Menschen erlebt zu haben. Sein Charakter und sein übertriebener Ehrgeiz scheinen ihn allgemein unbeliebt gemacht zu haben. Für den in der Einleitung formulierten Anspruch, seine Motive und sein Handeln nachzuvollziehen, eignet sich der Aufbau des Buches sehr gut. Man erfährt darüber hinaus nicht nur Wesentliches über die Person Pfitzner, sondern auch über die nationalsozialistische Okkupation Prags, das Prager Deutschtum und zu Pfitzners „Volksgeschichte“ der Sudetendeutschen.

Bochum

Esther Abel

Mary Fulbrook: A Small Town Near Auschwitz. Ordinary Nazis and the Holocaust. Oxford Univ. Press. Oxford u.a. 2012. XVII, 421 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-19-960330-5. (£ 20.–.)

Die Tätigkeit der Zivilverwaltung im 1939 eroberten und dann über ein halbes Jahrzehnt lang deutsch besetzten Polen ist seit den 1990er Jahren Thema von Forschungsarbeiten gewesen. Sie wurden unlängst durch einen personengeschichtlichen, kollektivbiografischen Ansatz ergänzt, der sich auf die Kreishauptmänner im Generalgouvernement konzentrierte.¹ Mittels einer detaillierten Beschreibung geht nun Mary Fulbrook in ihrer

¹ MARKUS ROTH: Herrenmenschen. Die deutschen Kreishauptleute im besetzten Polen. Karrierewege, Herrschaftspraxis und Nachgeschichte, Göttingen 2009.

mikrohistorischen Studie zur Geschichte des Landkreises Będzin, einem Teil des von Deutschland annektierten sog. „Oststreifens“ Ostoberschlesiens östlich von Kattowitz, noch weit darüber hinaus. Die Vorgänge in diesem Landstrich sind von der Holocaust-Forschung bislang nicht hinreichend aufgearbeitet worden.²

Dreh- und Angelpunkt der Darstellung ist die Tätigkeit des 1940-1942 amtierenden Landrats Udo Klausas (1910-1998), insbesondere bei der „Germanisierung“. Diese Fallstudie aus der Täterforschung wird allerdings mit den ersten Massenerschießungen von Polen und mit der Entrechtung und Verfolgung der hier zahlreichen jüdischen Bevölkerung verwoben, die mit der quasi kolonialistischen Germanisierungspolitik eng zusammenhängen. So beruht die Untersuchung auf deutschen Akten, auf einer großen Anzahl von Zeugnissen Überlebender sowie auf eigenen Begegnungen mit Menschen aus der Region in den letzten Jahren. Darüber hinaus schöpft die Vf. nicht zuletzt aus dem privaten Nachlass der Familie Klausas. Der Antrieb, sich dermaßen intensiv – und durchweg überaus reflektiert – mit der Arbeit des Leiters einer Kreisverwaltung zu befassen, beruht nämlich auf persönlicher Bekanntschaft: Udo Klausas Ehefrau Alexandra stand in den 1930er Jahren F.s Mutter, Harriett Charlotte Wilson, sehr nahe, ehe diese aus „rassischen“ und politischen Gründen vertrieben wurde, und sie war später die Patentante der 1951 geborenen Autorin.

Udo Klausas trat 1932 in die SA und im Februar 1933 in die NSDAP ein und veröffentlichte drei Jahre danach die antijüdische Schrift *Rasse und Wehrrecht*. Ende der 1930er Jahre war er in den eroberten Gebieten tätig, zuletzt im Raum Posen. 1942 verließ er das Landratsamt in Będzin, das in „Bendsburg“ umbenannt worden war, um am Krieg teilzunehmen. Der Internierung durch die Alliierten entzog er sich nach Kriegsende, indem er untertauchte, und ein wohlwollender Entnazifizierungsausschuss entlastete ihn 1948. Der CDU beigetreten, fand Klausas in den 1950er Jahren – vor allem als langjähriger Direktor des Landschaftsverbands Rheinland – wieder Anschluss an die für allzu viele NS-Funktionäre unbeschwernten Karrierewege der Bundesrepublik.

F. beschäftigt sich eingehend mit den verschiedentlich aufgezeichneten Erinnerungen Klausas aus den Nachkriegsjahren, in denen dieser versuchte, ein zu den neuen Verhältnissen passendes Bild seines Lebenswegs im „Dritten Reich“ zu entwerfen. Darin betonte er stets sein Dilemma beim Umgang mit den radikalen Anforderungen des NS-Staats, zumal als gläubiger Katholik. Vor Ermittlern der Staatsanwaltschaft Dortmund, die ihn wegen der deutschen Verbrechen in Będzin befragten, gab er sich weitgehend ahnungslos. Dabei kulminiert Klausas Hang zur Selbstentlastung in einer bizarren Einlassung über die Deportation der Juden im August 1942, von der er fast nichts mitbekommen haben wollte (S. 256 f.). Was er aber – trotz vorgegeblicher Ignoranz – gesehen habe, sei für Klausas wiederum Anlass gewesen, noch am gleichen Tag um seine unverzügliche Einberufung zur Wehrmacht nachzusuchen.

F. beleuchtet mit Langmut und großer Ausdauer solche Unstimmigkeiten zwischen Erinnerung und der Realgeschichte, gleicht sie ab mit dem aktenkundigen Tätigkeitsbereich des Verwaltungschefs und stellt dessen Selbstentlastungen die Berichte von zahllosen jüdischen Opfern gegenüber. Dadurch soll der Leser zum einen in die Lage versetzt werden, sich ein eigenes Urteil darüber zu bilden, inwieweit Klausas seine Handlungsspielräume genutzt hat; in der Region zweifellos einflussreicher waren der SS- und Polizeichef in Sosnowiec, Alexander von Woedtke (*1889), und der Regierungspräsident in Kattowitz Walter Springorum (1892-1973). Sie zeigen zum anderen aber auch, mit welchen Vorbehalten Klausas spätere eigene Deutungen seiner Karriere als hoher Amtsträger im nationalsozialistischen Staat zu versehen sind.

² Siehe aber SYBILLE STEINBACHER: „Musterstadt Auschwitz“. Germanisierungspolitik und Judenmord in Ostoberschlesien, München 2000.

Nur wenig ist an dieser präzise argumentierenden, sorgfältig gearbeiteten Studie zu bemängeln oder zu ergänzen. Anders als es der Titel nahelegt, war Będzin eigentlich keine unbedeutende Stadt „bei Auschwitz“, vielmehr lag die Kleinstadt Oświęcim unweit der Kreisstadt Będzin. Gerade für die Juden Polens war Będzin bis in die ersten Kriegsjahre hinein von ungleich größerer Bedeutung, beherbergte die Stadt doch eine der größten jüdischen Gemeinden im Westen des Landes. Das Generalgouvernement mit seinen Zentren Warschau, Lemberg (Mitte 1941 erobert) und der Hauptstadt Krakau war kaum ein „rump Polish state“ (S. 2, 126), da die Reichsregierung, Hans Frank und seine engsten Mitarbeiter über dessen Schicksal entschieden und der politische Wille der polnischen Bevölkerung nicht offiziell zum Tragen kam. Hinter dem mehrfach angeführten Aliasnamen Alexander Hohenstein, Autor eines vermeintlich hochauthentischen *Wartheländischen Tagebuchs* (München 1961), verbirgt sich der deutsche Amtskommissar und Bürgermeister von Poddebice, Franz-Heinrich Bock (1901-1964)³, gegen den 1942 wegen allzu duldsamen Verhaltens gegenüber Juden und Polen ein Disziplinarverfahren angestrengt wurde, wodurch er sein Amt niederlegen musste und aus der NSDAP ausgeschlossen wurde. Leider werden nur auf Polnisch vorliegende Beiträge und Materialien von F. nicht berücksichtigt.⁴

In seinen Memoiren erwies Klaus a vielen „anständigen“ oder gar „hochanständigen“ NSDAP-Mitgliedern, Polizei- und Wehrmichtsangehörigen, Kirchenvertretern und Verwaltungsspezialisten aus seinem Umfeld wiederholt Reverenz. Wie die Vf. zu zeigen vermag, lassen sich solche Würdigungen mit dem realen Handeln der Betreffenden keineswegs in Deckung bringen. Es muss sich also aus heutiger Sicht um einen selektiv wahrgenommenen „Anstand“ handeln, wobei Verbrechen aus Rassismus – an Juden und Polen – ignoriert wurden. Am Ende bleibt dem Leser nur, die Schlüssigkeit von F.s These anzuerkennen, dass es Funktionsträger wie Klaus a und seinesgleichen waren, die die Massenmorde an der polnischen Bevölkerung und den nationalsozialistischen Judenmord erst möglich machten.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

³ Siehe Bocks Schreiben vom 15.10.1959 im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte in München, URL: <http://www.ifz-muenchen.de/archiv/zs/zs-1731.pdf>.

⁴ Darunter etwa einschlägige Veröffentlichungen von Aleksandra Namysło und von Ryszard Kaczmarek.

Territorial Revisionism and the Allies of Germany in the Second World War. Goals, Expectations, Practices. Hrsg. von Marina Cattaruzza, Stefan Dyroff und Dieter Langewiesche. (Austrian and Habsburg Studies, Bd. 15.) Berghahn Books. New York – Oxford 2013. X, 210 S., Ill. ISBN 978-0-85745-738-7. (\$ 75,-)

Die Niederlage der Mittelmächte im Ersten Weltkrieg und die darauffolgenden Friedensschlüsse zogen die Grenzen in Ost- und Mitteleuropa neu. Einschließlich der im Zuge der russischen Niederlage unabhängig gewordenen Staaten Finnland, Litauen, Lettland und Estland hatte der Erste Weltkrieg insgesamt sieben neue Staaten geschaffen. Dies erfolgte in erster Linie zulasten der Kriegsverlierer: Sowjetrusslands, Deutschlands und Österreich-Ungarns. Es ist kaum verwunderlich, dass damit die Sehnsucht nach Rückeroberung dieser Gebiete geweckt war. Für Deutschland schien der Verlust der Gebiete im Osten unannehmbar, Bulgarien sehnte sich danach, mit Westthrakien wieder einen Zugang zum Mittelmeer zu bekommen, und Ungarn, das im Vertrag von Trianon rund zwei Drittel seines Vorkriegsterritoriums verloren hatte, erhob Revisionsansprüche gegen die Tschechoslowakei, Jugoslawien und vor allem Rumänien.

Die Sehnsucht nach Rückerhalt der verlorenen Gebiete wurde durch das Minderheitenproblem verstärkt. Von den 10,6 Millionen Menschen, die Ungarn zusammen mit seinen Territorien verloren hatte, waren rund 30 Prozent ethnische Ungarn. Ähnlich sah es in anderen Ländern aus. Angesichts der ethnischen Heterogenität Ostmitteleuropas wären

Grenzziehungen entlang nationaler oder sprachlicher Grenzen auch kaum möglich gewesen. Franz Sz. Horváth zeigt jedoch in seinem Aufsatz über Sudetendeutsche und Siebenbürgenungarn, dass die Forderung nach einer erneuten Grenzrevision zunächst nicht von den betroffenen Minderheiten selbst erhoben wurde. Vielmehr forderten sie einen besseren Minderheitenschutz in Rumänien und der Tschechoslowakei. Erst die Verfehlungen der rumänischen und tschechischen Regierungen auf diesem Feld führten dann in den 1930er Jahren zusammen mit der steigenden Attraktivität Deutschlands und Ungarns zum Wunsch nach territorialem „Anschluss“. Die deutsche und ungarische Regierung nutzten dies in ihrer Propaganda gerne, als sie dann jedoch 1938 die Gebiete tatsächlich besetzten, machten sie sich mitnichten zum Sachwalter der vorher angeblich unterdrückten Landsleute.

Trotz der zentralen Bedeutung revisionistischer Forderungen für die Politik zahlreicher Staaten gelang es in der Zwischenkriegszeit nicht, die Grenzen zu verschieben. Das änderte sich erst mit der aggressiven Politik des nationalsozialistischen Deutschlands, das seine territorialen Forderungen immer unverhohlener zum Ausdruck brachte und damit auf andere revisionistische Staaten attraktiv wirkte. Am Beispiel Ungarns zeigt Ignác Romics, wie die Regierung in Budapest zunehmend auf die deutsche Karte setzte, nachdem Versuche zur friedlichen Revision des Vertrags von Trianon gescheitert waren. Die Zusammenarbeit zahlte sich aus: Infolge des Münchener Abkommens erhielt Ungarn im November 1938 von Deutschland einen Teil der Slowakei und die Karpatenukraine zugesprochen. Der Zweite Wiener Schiedsspruch sicherte dem Horthy-Regime zwei Jahre später zudem Nordsiebenbürgen, das es nach dem Ersten Weltkrieg an Rumänien hatte abtreten müssen.

Für Rumänien, das infolge des Hitler-Stalin-Paktes bereits die Bukowina verloren hatte, bedeutete das einen schweren Verlust. Um weitere territoriale Verluste zu vermeiden, schloss sich das Land dem Dreimächtepakt mit Deutschland, Italien und Japan an. Damit befand sich Rumänien in einem Lager mit Ungarn, folglich mit jenem Land, an das gerade erst große Teile des rumänischen Staatsgebiets abgetreten worden waren. Die revisionistischen Bestrebungen des diktatorisch regierenden Ministerpräsidenten Ion Antonescu richteten sich nun in erster Linie gegen die Sowjetunion, der er am 22. Juni 1941 an der Seite des Deutschen Reiches den Krieg erklärte. Nach den ersten militärischen Erfolgen konnten rumänische Truppen die Bukowina, Transnistrien und Bessarabien besetzen. In ihrem Beitrag legt Mariana Hausleitner dar, wie das Bedürfnis, diese Gebiete dauerhaft für Rumänien zu beanspruchen, in ethnischen Säuberungen in Form der gewaltsamen Vertreibung von Ukrainern und des Massenmordes an Juden und Roma mündete.

Gleichzeitig verdeutlicht das gemeinsame Bündnis der miteinander verfeindeten Staaten Ungarn und Rumänien die Absurdität oder zumindest Kurzfristigkeit der deutschen Bündnispolitik, wie István Deák in seinem exzellenten Aufsatz überzeugend analysiert. Während des gesamten Krieges bereiteten sich Rumänien und Ungarn darauf vor, gegeneinander zu kämpfen. Die ebenfalls dem Bündnis angehörende Slowakei hielt ihre Restitutionsansprüche gegen Ungarn aufrecht. Das Verhältnis zwischen rumänischen, ungarischen, slowakischen und kroatischen Truppen an der Ostfront war von Misstrauen und gegenseitigen Beschuldigungen geprägt. Zudem zeigt D., dass das Bündnis mit dem Deutschen Reich die Handlungsfreiheit der Verbündeten kaum einschränkte. Sie entschieden weiterhin selbständig über eine Kriegsbeteiligung, Abbruch oder Aufnahme diplomatischer Beziehungen und sogar über die „Judenfrage“. Es ist symptomatisch, dass sich etwa Ungarn, obwohl es durch deutsche Vermittlung gewaltige territoriale Zugewinne verzeichnet hatte, die Auslieferung der ungarischen Juden verweigerte. Erst als die Deutschen im Frühjahr 1944 das Land besetzten, rollten auch von dort die Züge nach Auschwitz.

Ebenso unterschiedlich wie die Politik der Bündnispartner waren die Folgen, die aus dem Zusammengehen mit Deutschland resultierten. Während Finnland ein größeres Gebiet abtreten musste als nach dem verlorenen Winterkrieg 1939/40, konnte Rumänien sich über den Rückerhalt Nordsiebenbürgens von Ungarn freuen, musste andererseits die Nord-

bukowina und Bessarabien an die Sowjetunion abtreten. Slowenien und Kroatien wurden nach Kriegsende in die größeren nationalen Entitäten der ČSSR und Jugoslawiens integriert und entgingen so gleichzeitig der Bestrafung für ihr Verhalten im Krieg.

Insbesondere D.s Darstellung wie auch der einleitende Überblick von Marina Cattaruzza und Dieter Langewiesche verdeutlichen das Potenzial des Themas. Eine absichtsvolle Analyse des Revisionismus der deutschen Bündnispartner als politische Triebfeder wäre ein lohnendes Unterfangen gewesen. Leider kann jedoch das Buch diesen Anspruch nicht einlösen. Es handelt sich um einen typischen Konferenzsammelband, nicht um den Versuch einer systematischen wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Thema. Wichtige Staaten, wie beispielsweise Finnland, fehlen, dafür liegen für Bulgarien gleich zwei, wenn auch sehr unterschiedlich gelagerte Beiträge vor. Eine einheitliche Fragestellung, entlang derer eine länderübergreifende Gliederung hätte erfolgen können, sucht man vergebens. Gänzlich unverständlich bleibt, wieso die Ukraine Aufnahme in den Sammelband gefunden hat. Anders als die übrigen behandelten Länder war die Ukraine im Zweiten Weltkrieg nicht mit Deutschland verbündet, sondern von ihm besetzt. Mehr noch: Sie hatte auch in der Zwischenkriegszeit nicht als souveräner Staat, sondern als Teil Polens und der Sowjetunion existiert. Die beiden Beiträge von Frank Grelka und Frank Gołczewski behandeln dementsprechend auch eher die „Kollaboration“ von Teilen der ukrainischen Nationalbewegung als den Revisionismus. Richtig ist, dass auch diese Kräfte an der Verschiebung von Vorkriegsgrenzen interessiert waren und diese nicht zuletzt durch ethnische Säuberungen gegen polnische Ansprüche absichern wollten. In einem Band über die Revisionsvorstellungen der deutschen Verbündeten sind die Beiträge dennoch fehl am Platz. Zur Behandlung wirklicher Kollaborationsregime und ihrer Neuordnungspläne hätte eine Untersuchung des kroatischen Ustaša-Regimes nähergelegen.

Das ändert nichts an der Qualität der einzelnen Beiträge. Es heißt aber, dass das Buch nicht mehr ist als die Summe seiner Beiträge. Wie so viele Sammelbände, wird auch der vorliegende wohl kaum *in toto* gelesen werden. Eine vertane Chance!

Vilnius

Alexander Brakel

Marcin Zaremba: Im nationalen Gewande. Strategien kommunistischer Herrschaftslegitimation in Polen (1944-1980). (Klio in Polen, Bd. 14.) fibre. Osnabrück 2011. 437 S. 978-3-938400-67-8. (€ 39,80.)

Vor über einem Jahrzehnt erschien in Polen die Originalausgabe der herausragenden Studie, die Marcin Zaremba über die nationalistische Legitimation kommunistischer Herrschaft in Polen geschrieben hat.¹ Dank der Arbeit des Deutschen Historischen Instituts Warschau liegt dieses Standardwerk der polnischen Zeitgeschichte nun auch in deutscher Übersetzung vor. Weit über die Frage des polnischen Nationalismus hinaus wird damit eine der wichtigsten Studien über den polnischen Kommunismus der deutschen Öffentlichkeit zugänglich. Andreas Hofmann hat das Werk in luzide wissenschaftliche Prosa übersetzt; auf Deutsch erscheint es mit einer Einleitung von Robert Briër, die in die zeithistorische Debatte über das Werk selbst und über das Verhältnis von Kommunismus und Nationalismus einführt.

Der Vf. behandelt die Legitimationsstrategien des kommunistischen Regimes von seiner Entstehung in Moskau und Lublin 1943/44 bis zu seinem Bankrott 1980. Ihn interessiert dabei, wie die kommunistische Partei ihre Herrschaft im Kanon der polnischen My-

¹ MARCIN ZAREMBA: Komunizm, legitymizacja, nacjonalizm. Nacjonalistyczna legitymizacja władzy komunistycznej w Polsce [Kommunismus, Legitimierung, Nationalismus. Die nationalistische Legitimierung der kommunistischen Herrschaft in Polen], Warszawa 2001.

then und nationalen Erzählungen einbettete. Denn eine Konsequenz hatten Stalin und seine polnischen Satrapen aus der Zwischenkriegszeit gezogen: Die Kommunisten sollten nicht mehr gesellschaftlich isoliert als „Handlanger Moskaus“ dastehen. Im Zweiten Weltkrieg beschlossen Stalin und Georgi Dimitrov, dass der Kommunismus der Nachkriegszeit national sein würde. Deshalb schufen sie kommunistische Nationalstaaten und verzichteten auf eine weitere territoriale Expansion der UdSSR. Polen war ein Laboratorium ihrer neuen Strategie: Kaum eine andere kommunistische Partei war in der Zwischenkriegszeit so isoliert gewesen und so sehr mit einer feindlichen Macht identifiziert worden, und kaum eine andere hatte im Großen Terror so einen Aderlass erlebt. Mit ihrer Neugründung als Polnische Arbeiterpartei (PPR) beschritt sie den von Stalin gezeichneten Weg vom nationalen Nihilismus zum nationalen Kommunismus. Vor diesem historischen Hintergrund lohnt es sich, Z.s spannende Studie zu lesen.

Der Vf. setzt mit einem Abriss zum Verhältnis zur Nation im bolschewistischen Denken ein und diskutiert die Frage, welche anderen Faktoren außer der Nation dem Regime zur Verfügung standen, um Legitimität zu erlangen. Eindrucksvoll schildert Z. die Versuche der kommunistischen Machthaber, dem Eindruck der Fremdherrschaft entgegenzuwirken. Sie wollten als polnische Kommunisten und nicht als Statthalter Stalins begriffen werden. Bewusst stellten sie sich in die Tradition polnischer Staatlichkeit – selbst wenn dies bedeutete, dass sie antirussische Symbole aufriefen. Gleichzeitig wurden jedoch auch Symbole der neuen Ordnung eingeführt und die Sowjetisierung des öffentlichen Raums vorangetrieben. Anschließend beschreibt das Buch die hochstalinistische Periode, in der die Partei das nationale Paradigma gegenüber der sowjetischen Symbolik abwertete. Die Säuberung von 1948 fußte auf dem Vorwurf der „nationalistischen Abweichung“; dennoch verschwand der Appell an nationale Gefühle auch im Stalinismus nicht und kehrte mit Furore während der Krise des Jahres 1956 in die polnische Öffentlichkeit zurück. Nun zeigte sich, dass sich der kommunistische Nationalismus durch Antisemitismus ergänzen ließ. Zugleich brachte die Bevölkerung ihre antisowjetischen Ressentiments zum Ausdruck. Das Jahr 1956 ließ erkennen, wie schwer es der Staatspartei fiel, das Spiel mit nationalistischen Legitimationsmustern zu kontrollieren. Doch nicht nur aus der Öffentlichkeit, sondern auch aus der Partei selbst kam nun die Forderung, den kommunistischen Nationalstaat zu schaffen und aus den imperialen Fängen Moskaus auszubrechen.

Tatsächlich zeigt die Studie, dass sich 1956 als Gründungsjahr des nationalkommunistischen Polen interpretieren lässt. Es definierte sich als national homogener und souveräner Staat und hob sich damit von der Tradition der *Rzeczpospolita* ab, die stets Vielvölkerreich gewesen war. Dies wurde auch in der Gesellschaft verstanden; die Ausreise der jüdischen Minderheit beschleunigte sich. Schon 1958 versuchte die Parteiführung jedoch, den nationalen Geist wieder in die Flasche zu zwingen, und verschärfte die marxistische Propaganda. Doch Z. zeigt, dass auch extremer Nationalismus in Teilen der Partei während der 1960er Jahre hoffähig blieb. Und in ihrer Propaganda zeigte sich die Partei unter Władysław Gomułka eher national als proletarisch oder gar internationalistisch. Dies offenbarte sich primär im deutschen Feindbild, das die Partei unablässig bemühte. Z. belegt dies eindringlich anhand der Feierlichkeiten zum 550. Jahrestag der Schlacht bei Grunwald 1960. Schließlich richtete sich das Ideal der homogenen Nation auch gegen die eigenen Bürger wie etwa in Schlesien. In der antisemitischen Kampagne des März 1968 erreichte der Nationalkommunismus seinen traurigen Höhepunkt. Außenpolitisch ergänzte die Partei den deutschen Feind um den Staat Israel, den sie mit dem NS-Staat verglich. In Polen füllte der Nationalismus das Vakuum, das durch die Entwertung der marxistischen Utopie nach 1956 entstanden war.

Die Proteste der 1970er Jahre hatten immer auch eine nationale Komponente. Die Opposition akzeptierte die parteistaatliche Behauptung, „Volkspolen“ sei ein souveräner Staat, zu keinem Zeitpunkt. Mit dem Wiederaufbau des Warschauer Schlosses bekam der Nationalismus unter Edward Giereks Herrschaft gleich zu Beginn ein Symbol. Ansonsten betonte Gierek jedoch weniger die heroische Vergangenheit als vielmehr die moderne Zu-

kunft Polens. Sie war sein Projekt. Zugleich betonte die Partei unvermindert, dass sie die nationale Einheit verkörpere – eine Behauptung, die im Zeichen der Wirtschaftskrise und des Aufstiegs der oppositionellen Bewegung nach 1976 endgültig ihre Glaubwürdigkeit einbüßte. Im Dezember 1981 rettete die Partei ihre Macht im Ausnahmezustand, den sie Kriegsrecht nannte. Selbstredend wurde auch das Kriegsrecht als nationale Notwendigkeit dargestellt.

Der Vf. erzählt kenntnisreich und pointiert die Geschichte des polnischen Nationalismus unter kommunistischer Herrschaft. Seine Kenntnis der polnischen Akten ist bewundernswert. Inhaltlich bietet sein Werk kaum Angriffsflächen; gelegentlich fehlt vielleicht der vergleichende Blick über die Grenzen Polens hinaus. Es ist auch vorstellbar, dass die Argumentation davon profitiert hätte, wenn Z. den Begriff „Imperium“ zur Interpretation sowjetischer Staatlichkeit herangezogen hätte. Auf einige formale Mängel der Übersetzung sei jedoch hingewiesen: Für den deutschen Leser ist ärgerlich, dass in den Fußnoten durchweg aus polnischen Ausgaben zitiert wird, auch wenn deutsche oder englische Übersetzungen oder russische Originalausgaben greifbar sind. Leider wurde auch darauf verzichtet, in den Fußnoten den aktuellen Forschungsstand wenigstens ansatzweise abzubilden. Eine Ergänzung und Überarbeitung des Anmerkungsapparates hätte der Übersetzung gut getan. So erscheint diese innovative Studie aus dem Jahre 2001 in ihrer deutschen Fassung ein wenig antiquiert. Diese Mängel sind bedauerlich, doch sie sollten die deutsche Zeitgeschichte – insbesondere die Kommunismusforschung – nicht davon abhalten, Z.s quellengesättigte und thesenstarke Untersuchung breit zu rezipieren. Sie ist ein vortreffliches Beispiel polnischer Zeitgeschichtsschreibung.

Potsdam

Jan C. Behrends

Evropská velkoměsta mezi koncem války světové a války studené 1945-1989. Stati a rozšířené příspěvky z 28. vědecké konference Archivu hlavního města Prahy, uspořádané ve spolupráci s Institutem mezinárodních studií Fakulty sociálních věd Univerzity Karlovy ve dnech 6. a 7. října 2009 v Clam-Gallasově paláci v Praze. [Europäische Großstädte zwischen dem Ende des Weltkriegs und des Kalten Kriegs 1945-1989. Beiträge und Aufsätze der 28. wissenschaftlichen Konferenz des Archives der Hauptstadt Prag in Zusammenarbeit mit dem Institut für internationale Studien der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Karls-Universität am 6. und 7. Oktober 2009 im Clam-Gallas-Palast in Prag]. Hrsg. von Olga Fejtoová, Václav Ledvinka und Jiří Pešek. (Documenta Pragensia, Bd. 30.) Scriptorium. Praha 2011. 550 S., Ill., graph Darst., Kt. ISBN 978-80-87271-43-8, 978-80-86852-38-6.

Der vorliegende Band versammelt Beiträge einer 2009 in Prag abgehaltenen Konferenz. Die Artikel widmen sich hauptsächlich den folgenden Großstädten: Prag, Bratislava, Warschau, Breslau, Wilna, Danzig, Krakau, Lemberg, Kaliningrad, Berlin, Düsseldorf, Leipzig, München, Kassel, Würzburg, Mainz, Skopje, Lyon, Istanbul und Ankara. Die Autoren beschäftigen sich zumeist mit konkreten Spezifika der jeweiligen Stadt und könnten mit einigen der Informationen sogar Einheimische überraschen.

So wird der Leser in jeweils eigenen Beiträgen über die Gründe für Straßenumbenennungen in Prag, Krakau und in Deutschland sowie über die Prager Ehrenbürgerschaft für hochrangige Vertreter der Sowjetunion unterrichtet. Im Beitrag von Václav Ledvinka erfährt man, dass sich der Ausbau Prags nach sozialistischem Muster aufgrund der begrenzt zur Verfügung stehenden Investitionsmittel nur in kleinem Maßstab realisieren ließ. Hierzu wäre zu ergänzen, dass die Bombardements im Prager Stadtzentrum weniger Schäden (und folglich auch Baulücken) hinterließen als in anderen europäischen Städten. Interessant ist auch der Hinweis Blanka Soukupovás, dass die Ideologisierung des kommunistischen Regimes sich auch im Tourismus widerspiegelte – so wurden 1950 Stadtrundfahrten auf den Spuren der Prager Revolutionen von 1848, 1945 und 1948 organisiert. Beeindruckend ist der Artikel von Kateřina Jiřová über das nicht realisierte Projekt der Stadt Eteara, die sich südlich von Prag befinden und den Einwohnern, anders als in

den riesigen Wohnsiedlungen, auch eine naturnahe Lage, Infrastruktur und sogar ein Nahrungsmittelversorgungssystem per Rohrpost anbieten sollte. Prag, Warschau und Bratislava werden auch hinsichtlich der Gründung von Studenten- bzw. Jugendklubs während der sozialistischen Zeit untersucht. Gerade zu Prag finden sich also sehr interessante und außergewöhnliche Themen.

Ein großer Teil des Bandes beschäftigt sich mit dem deutschen Territorium der Nachkriegszeit, wobei sich hinsichtlich des Wiederaufbaus von Städten auch Vergleichsmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Besetzungszonen ergeben. So widmet sich Gruiă Bădescu dem Umgang mehrerer deutscher Städte mit ihren im Krieg zerstörten Altstädten, die entweder rekonstruiert oder durch moderne Ensembles ersetzt wurden.

Einige Begriffe im Buch hätten aber für den Leser näher erklärt werden sollen, wie z.B. „Pečkárna“ (S. 387). Ab und zu stößt man auch auf historische Ungenauigkeiten. Königsberg (Kaliningrad) wurde nicht von Přemysl Otakar II. gegründet (S. 45). Den Namen erhielt die damalige Burg, später die Stadt, vielmehr nur zu Ehren des böhmischen Königs, der den Kreuzzug nach Preußen geführt hatte. Manche Sätze sind nicht eindeutig formuliert und verwirren den Leser, so z.B. auf S. 231, wo der falsche Eindruck entsteht, Stalin sei erst 1954 verstorben.

Das Buch enthält sehr interessante Artikel, die auch bei der Suche nach neuen Themen im Rahmen der Stadtgeschichtsschreibung helfen können. Sie zeigen, dass man sich dabei mit so unterschiedlichen Aspekten wie Kulturpolitik, Straßennamen, Stadtnamen, Stadtrekonstruktion, Stadtprojekten, Studentenklubs, Vorbereitungen wichtiger Sportereignisse, Beschädigungen durch Krieg oder Naturkatastrophen, Infrastruktur, Stadtrecht, Gebietsreformen oder Bevölkerungsentwicklung usw. beschäftigen kann. Das Buch ist aber eher nicht dafür geeignet, es von Anfang bis Ende durchzulesen. Die meisten Artikel setzen die Kenntnis der örtlichen Gegebenheiten voraus. Fehlt diese, wird nicht jeder Leser alles verstehen. Ein weiterer Grund dafür, warum man eher einzelne Artikel lesen wird, ist die Tatsache, dass das Buch eine Kombination aus englisch-, deutsch- und tschechischsprachigen Beiträgen ist. Auch ist die Einleitung in stilistischer Hinsicht anstrengend und daher schwierig zu verstehen. Die Artikel sind unterschiedlich strukturiert. Einige haben z.B. Unterüberschriften, andere nicht. Die in dem Band präsentierten Fotografien, Statistiken und Diagramme sind hingegen ein großes Plus, genauso wie die teils sehr ausführlichen Zusammenfassungen, die jeweils in englischer und deutscher Sprache vorliegen. Abgeschlossen wird der Band mit den Kontaktadressen aller Autoren.

Praha

Jana Kosová

Beata Hock: Gendered Artistic Positions and Social Voices. Politics, Cinema, and the Visual Arts in State-Socialist and Post-Socialist Hungary. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 42.) Steiner. Stuttgart 2013. 284 S., Ill. ISBN 978-3-515-10209-4. (€ 46,-.)

The title *Gendered Artistic Positions and Social Voices. Politics, Cinema, and the Visual Arts in State-Socialist and Post-Socialist Hungary* clearly reveals the author's intentions. While referring to the sociology of art, among other disciplines of the humanities, Beata Hock explores how the gender issue became included in the field of cultural production in state-socialist and post-socialist Hungary. The gender issue in the cultural and political context of post-1989 Hungary has previously been presented to English-speaking scholarship on East European studies in Lynne Haney's essay in the highly acclaimed volume, *Uncertain Transition*.¹ Hock's book discusses this issue within the context of both

¹ LYNNE HANEY: "But We Are Still Mothers". Gender, the State, and the Construction of Need in Postsocialist Hungary, in: MICHAEL BURAWOY, KATHERINE VERDERY (eds.):

the field of visual arts and that of cinematography. This study explores two interdependent themes, policies towards women in the post-war Hungary and the representation of gender topics in the visual arts and the cinema. It is worth emphasizing that the author clearly demonstrates the interdependencies between the politics of female-representation on the movie screen and in the visual arts on the one hand and the presence of females in the Hungarian cultural industries on the other: artists, art critics, and, in the case of cinematography, other behind the screen jobs. H. also explores the broader perspective and shows how the gender issue became present in post-war Hungarian state politics and media discourse. She further discusses how this issue was situated within the wider perspective of the global development of post-war feminist movements, thereby avoiding a narrow national narrative, a constant problem in East European historiography.

This volume, less than 300 pages long, covers a very broad field of study, with the author discussing both the visual arts and cinematography in Hungary from 1945 to the present day. She discusses the issue of female participation in the two artistic fields as artists, art critics or, in the case of the movie industry, in one of the several roles in the production process, such as set directors and script writers. Furthermore she also focuses on the issue of the "self-representation" of female bodies and on gender subjects in artistic practices, demonstrating how such representations differed between both visual arts and movies made by men and women. It is inevitable that a discussion of such a broad subject should discuss several important issues very briefly or in a simplified manner. Moreover, almost one third of the book is dedicated to a discussion of several different theoretical approaches to gender studies in contemporary sociology and art theory. While reading this volume I was often eager to learn more about the societal and political context of a particular issue during a specific time period. This book requires an extensive knowledge of Hungarian political, cultural and social history and a reader who lacks such knowledge would be left with many questions unanswered. The most interesting chapter is Part II: "Emancipation: An expendable political goal" which explores how Hungarian state agencies frame gender issues in their policies. However, as far as I understood, this chapter is based primarily on a reading of secondary sources, and not on archival research which would substantially enrich a study of state policies.

From the first page the book includes frequent references to numerous concepts derived primarily from the fields of feminist studies and art theory. The reader could become confused with the number of different theoretical approaches and key concepts. Instead of providing clear references to the particular concepts used in the book, the introductory chapter works more like an essay in which the author demonstrates their familiarity with recent trends in contemporary humanities. Despite this introduction to certain key concepts, the book could still be a difficult read for those unfamiliar with such approaches and academic jargon. H. is openly sympathetic to those who fought against the oppressiveness of patriarchal hierarchies, and the book therefore belongs to the genre of heroic narrative in which political dissidents are replaced by females struggling with the male-dominated cultural industries of a state socialist state. Such an approach could mean that scholars who believe in *sine ira et studio* principle may be discouraged while reading this book.

To summarize, this volume provides an interesting insight into the gender issue in post-war Eastern Europe and clearly succeeds in situating a particular case-study within a broader international context. H. provides a series of theoretical frameworks which help the reader to understand numerous political factors, such as the participation of females in political elites, their political capital, and the rhetoric towards gender equality shaping the

Uncertain Transition. Ethnographies of Change in the Postsocialist World, Lanham/MD et al. 1999, pp. 151-168.

gender issue under state-socialism. She also succeeds in showing the complex field of cultural production which lies behind the representation of gender issues in the arts, thereby certainly avoiding a shallow study of the representation of one particular topic in the arts. As she concludes, an analysis of the “self-representation” of gender related themes in artistic practices and of the participation of women in socialist “cultural industries” helps the reader to grasp the complex cultural construction of femininity in state socialist Hungary. By placing such “socialist femininity” within the broader context of international currents, such as the rise of the feminist movement and the sexual emancipation in the 1960s, H. provides a study which sheds new light on the ways in which the politics of state socialism influenced cultural construction of gender. However, in order to fully appreciate this study, a reader is required to be familiar both with contemporary trends in gender studies and with Hungarian post-war history.

Wrocław

Patryk Wasiak

Socialist Escapes. Breaking Away from Ideology and Everyday Routine in Eastern Europe, 1945-1989. Hrsg. von Cathleen M. Giustino, Catherine J. Plum und Alexander Vari. Berghahn Books. New York – Oxford 2013. IX, 284 S. Ill. ISBN 978-0-85745-669-4 (\$ 105,-)

Drei Dinge zeichnen diesen Sammelband aus: Erstens verfügt er über eine instruktive Einleitung und eine weiterführende Zusammenfassung. Zweitens sind alle Fallstudien mit dem titelgebenden Konzept der „sozialistischen Fluchten“ verbunden. Drittens vermitteln uns die Texte ein Verständnis vom Funktionieren dieses „real existierenden Sozialismus“, welches sich im Rahmen der traditionell vorausgesetzten, angeblichen Dichotomie von aktivem Widerstand und passivem Mitmachen nie so recht einstellen wollte, ließ sie doch den Individuen im Grunde nur die Wahl zwischen Heldentod und Depression. Menschen im Sozialismus, so beschrieb es der rumänische Schriftsteller und Fußballreporter Radu Cosașu im Gespräch mit Florin Poenaru, einem der Autoren des Bandes, starben aber nicht nur durch politischen Terror und schlechte Lebensbedingungen, sondern auch „because of love, jealousy, and passion“ (S. 234).

Die sechs Autorinnen und vier Autoren nehmen uns also mit in Sphären des sozialistischen Alltags, die – obgleich staatlich konzediert – Raum ließen für individuelle Deutungen und kreative Ausgestaltungen, für das „subversive und emanzipatorische Potenzial des Alltags“, wie es Alexander Vari einleitend umschreibt (S. 4). Fluchten aus diesem Alltag werden in diesem Band als „sozialistisch“ bezeichnet, weil die hier diskutierten Beispiele offiziell initiiert und legitimiert wurden, nicht zuletzt, um der Bevölkerung das programmatisch versprochene bessere Leben zu ermöglichen. Schließlich aber hätten die Bürger die sanktionierten Freizeitmöglichkeiten auf eine Weise zu nutzen begonnen, die – um Poenarus unübersetzbares Spiel mit dem Buchtitel zu zitieren – „escaped the logic of those who enabled it“ (S. 247). Damit wird aber auch deutlich, wie Cathleen M. Giustino in ihrem Schlusswort ein Hauptanliegen des Bandes erklärt, dass der Ostblock bzw. die einzelnen Staaten keine monolithischen, homogenen Einheiten waren. Verschiedene staatliche und vor allem auch gesellschaftliche Akteure waren auf unterschiedlichen Ebenen aktiv, um gegen- oder miteinander die Bedingungen des sozialistischen Alltags auszuloten. Gezeigt wird dies an internationalen Musikfesten und rumänischen Fußballspielen, an hauptstädtischem Nachtleben in Budapest und dem Alltag in DDR-Jugendlagern, an Bergtouren im polnisch-ukrainischen Grenzgebiet und an tschechischen Schlossbesichtigungen, an ostdeutschen Motorradrennen und am polnischen Autostopp sowie am Nudismus in Rumänien und Alkohol- bzw. Nikotingebrauch in Bulgarien.

Abgesehen von David G. Tompkins' Studie zu Musikfestspielen in der DDR und in Polen beziehen sich die einzelnen Arbeiten meist nur auf ein Land; auch der Vergleich zum „großen Bruder“ UdSSR wird leider kaum einmal bemüht. So funktionierte aber z.B. in der Estnischen SSR ein ganz ähnliches offizielles Autostopp-System wie in Polen: Mark

Keck-Szajbel führt hierzu aus, dass der Staat im polnischen Fall damit nicht nur Transportprobleme übertünchen, sondern durch die Propagierung bestimmter Routen auch die neuen Grenzen im Bewusstsein der Bürger verankern wollte. Zugleich aber seien die sozialistischen Eigenschaften dieser Reisepraxis betont worden, wie die Bereitschaft anderen zu helfen und mit Fremden eine Gemeinschaft zu bilden. Das eigentlich Sozialistische an dieser Praxis des „socialist escape“ aber war wohl die im Vergleich zum Westen größere Sicherheit aufgrund der staatlichen Kontrolle des Systems mithilfe von Bonuspunkten für die Fahrer.

Keine der im vorliegenden Band diskutierten Fluchten war eine Flucht aus dem Sozialismus. Dies macht auch Patrice M. Dabrowski in ihrem Text über den Tourismus in den Ostbeskiden (Bieszczady) deutlich, denn so sehr Reisende nach Öffnung der gerade erst befriedeten Region Mitte der 1950er Jahre auch auf sich gestellt waren und einer auch in der Sowjetunion als „aktiver Tourismus“ geförderten Praxis nachgingen, so sehr fehlte es in der Grenzregion an elementarsten Dingen wie Nahverkehr oder Tankstellen. Dass die Einheimischen nicht gerne sahen, dass ihre Geschäfte zunehmend von Touristen leergekauft wurden, ist auch aus anderen Reiseregionen im Ostblock bekannt.

Ein typisches Phänomen des Spätsozialismus war der Widerspruch zwischen der ideologisch behaupteten Eigenständigkeit und Überlegenheit der Regime, ihren ständigen Versprechungen auf ein gutes Leben und ihren Konzessionen an westliche Einflüsse, die wiederum die Ansprüche der Bevölkerung nur steigerten. Genau diese mit der Zeit zunehmende Migration westlicher Geschmäcker und Gewohnheiten trug zu der Verbreitung und Ausdifferenzierung der „sozialistischen Fluchten“ bei, wie Giustino festhält (S. 257). Geradezu exemplarisch lässt sich dies anhand der Pionierlager der DDR zeigen (Catherine J. Plum). Hatte man westliche Süßigkeiten noch in den 1960er Jahren unter Strafe gestellt, verteilte man sie zwanzig Jahre später selbst. Doch blieben selbst die am besten ausgestatteten Lager nicht von den Problemen der Mangelwirtschaft oder ökologischen Gefahren verschont. Informationen aus Westmedien machten politische Erziehung zunehmend schwieriger, weil sie zu ungünstigen Vergleichen einluden. Wenn dann auch noch seit Anfang der 1980er Jahre „elements of a Western escape“ (S. 112) – Musik, Filme, westdeutsche Gäste – eingeführt wurden, wo doch das Lager die Überlegenheit des Sozialismus propagieren sollte, ergab dies eine irritierende Botschaft, die spätestens bei der Heimkehr die Probleme des Systems deutlich werden ließ.

Dass auch Kontinuitäten zur Vorkriegszeit von Bedeutung waren, zeigt Vari in seinem Beitrag über Budapest als sozialistische Metropole, die sich schon bald nach dem Krieg wie früher für westliche Gäste herausputzte. Dies führte 1972 zu einem absoluten Glamourhöhepunkt in der Geschichte des Ostblocks, als Elizabeth Taylor ihren 40. Geburtstag mit allem Hollywood-Pomp in der exotischen Kapitale hinterm Eisernen Vorhang feierte – im 1969 als *joint-venture* errichteten Duna-InterContinental Hotel. Vari zufolge gab es im Ergebnis *idealiter* in den 1980er Jahren eine räumliche Dreiteilung der Freizeit: Orte für westliche Touristen, für das sozialistische Freizeitvergnügen und solche, die der Gegenkultur vorbehalten waren.

Während Tompkins' Beobachtung, die ideologische Aufsicht über Komponisten und Musikfestivals in der DDR habe viel weniger Freiräume gelassen als in Polen, gerade auch in Hinblick auf einen musikalischen „socialist nationalism“ (S. 36) kaum überrascht, sucht Giustino einen unkonventionellen Untersuchungsgegenstand, um zu zeigen, wie ein vom Regime geförderter „sinnvoller“ Tourismus von den Besuchern kreativ genutzt werden konnte. Die Besichtigung von ehemaligen Adelsschlössern sollte auf die Bedeutung des Klassenkampfes hinweisen, doch gab es zahlreiche Gäste, die sich ihren eigenen Reim auf das zur Schau Gestellte machten, wodurch derartige Besuche immer auch eine geistige Fluchtmöglichkeit für die Besucher boten.

Strand und Sport sind weitere Sphären, die den Bürgern Fluchtmöglichkeiten eröffneten (ganz abgesehen von „Republikflucht“). Sowohl bulgarische Strände (Mary Neuburger) als auch das mecklenburgische Motorradrennen am Bergring bei Teterow (Caroline

Fricke) boten diverse alternative Praktiken. Schwarzmeerstrände waren nicht nur ein möglicher Ort für Ost-Westkontakt, gerade auch für Deutsche, sondern boten auch Räume für die Bulgaren selbst, die Früchte des Regimes zu genießen: touristische Infrastruktur, Qualitätszigaretten und Alkohol – mithin „physical and pharmacological escapes“ (S. 160). Dass von Letzterem wiederum die Staatskasse profitierte, erklärt, warum diese eigentlich alles andere als ideal sozialistische, „unproduktive“ Form des Freizeitverhaltens nicht kritisiert wurde. Das Motocross-Publikum in der DDR wiederum freute sich an westdeutschen Teilnehmern und sang bei deren Siegen auch gern mal die West-Hymne lauthals mit. Jugendliche Heavy-Metal-Fans, die nach einigen Zwischenfällen vom Bergring ausgesperrt wurden, suchten sich in der Umgebung ein Plätzchen, wo sie während des Sportereignisses machen konnten, was sie wollten, da die Ordnungskräfte ohnehin alle Hände voll zu tun hatten.

Interessanterweise kommen nur in den beiden Beiträgen zu Rumänien auch Träger des Systems als Akteure der „sozialistischen Flucht“ zur Sprache. Irina Costache's Beitrag beschreibt, wie kommunistische Bohemiens in der Nachkriegszeit einen Streifen am grenznahen Strand am Rande eines Militärbezirks zu einer Nudistenkolonie umfunktionierten, welche sich erst unter dem Zustrom jugendlicher Hippies in den 1970er Jahren allmählich wandelte. Schließlich macht Poenaru deutlich, wie sehr Fußball in Rumänien von der Rivalität zwischen Armee und Staatssicherheit geprägt war, die jeweils eine ganze Reihe von Vereinen unter ihren Fittichen hatten. Dass trotz allem weder die Spieler noch die Fans ihre Autonomie ganz aus der Hand gaben, wird an einigen Beispielen deutlich. So blieben selbst im staatlich kontrollierten Sport von den Vorgaben abweichende Identifikationsmöglichkeiten bestehen.

Auch wenn es nicht explizit formuliert wird, behandelt dieses Buch in erster Linie jugendliche Verhaltensweisen. Und genau diese Jugend war seit Mitte der 1980er Jahre nicht mehr für das System zu gewinnen. Damit geben die Beiträge auch einen Hinweis darauf, wer am Ende dieser Dekade auf die Straßen ging. Wenn die besten rumänischen Fußballer spätestens seit dem Europapokalsieg von Steaua Bukarest 1986 im Westen spielten, wenn die eigenen Regierungen um westliche Touristen buhlten und wenn schließlich DDR-Motorradsportfans nach Brno pilgerten, um den westdeutschen Fahrer Toni Mang siegen zu sehen, dann waren auch die „sozialistischen Fluchten“ in individuelle Erlebnis- und Konsumwelten so verbreitet, dass deren staatlicher Rahmen einfach nicht mehr zusammenhielt, was nicht zusammenzuhalten war. Unklar bleibt hier aber, inwieweit die angesprochenen „sozialistischen Fluchten“ nicht auch für die jeweiligen Parteimitglieder ihre eigenen Regime erst annehmbar machten. Den Jugendfunktionär, der tagsüber westlichen Einfluss ohne jegliche Ironie als dekadent verdammt und abends Uriah Heep auflegt, wird es nicht nur in der UdSSR gegeben haben.¹

Tallinn

Karsten Brüggemann

¹ Beispiel nach ALEXEI YURCHAK: *Everything Was Forever, Until It Was No More. The Last Soviet Generation*, Princeton – Oxford 2005, S. 219 f.

Katharina Stengel: Hermann Langbein. Ein Auschwitz-Überlebender in den erinnerungspolitischen Konflikten der Nachkriegszeit. (Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, Bd. 21.) Campus, Frankfurt a.M. u.a. 2012. 641 S. ISBN 978-3-593-39788-7. (€ 34,90.)

Jeder, der sich intensiver mit der Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager beschäftigt hat, kennt die Bücher des Auschwitz-Überlebenden Hermann Langbein (1912-1995). Katharina Stengels Buch rückt jedoch nicht Langbeins KZ-Haft in den Fokus der Untersuchung, sondern seine Tätigkeit in den 1950er und 1960er Jahren, vor allem als Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees (IAK). Das IAK, der Verband der Überlebenden des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz, bildet

den zweiten Schwerpunkt der Studie. S. versucht beides – Langbeins Biografie und die Aktivität des IAK – zu verknüpfen, da das eine nicht ohne das andere zu denken sei (S. 12).

Zunächst schildert die Autorin auf fast 150 Seiten sowohl Langbeins Lebensgeschichte bis zum Beginn der 1950er Jahre als auch die Anfänge der NS-Verfolgtenverbände in der frühen Nachkriegszeit. Der 1921 in Wien geborene Langbein war nach dem „Anschluss“ Österreichs als Kommunist nach Frankreich geflohen und hatte sich dann den Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg angeschlossen. Nach der Niederlage der Republik entkam er nach Südfrankreich, geriet hier jedoch im Februar 1939 in Haft. Nach der Besetzung Frankreichs nach Deutschland ausgeliefert, wies ihn die Gestapo im Frühjahr 1941 als politischen Häftling in das KZ Dachau ein. Die Lager-SS setzte ihn dort als Revierschreiber ein und überstellte ihn im Sommer 1942 nach Auschwitz. Langbein blieb dort Funktionshäftling und arbeitete zunächst in der Schreibstube des Stammlagers Auschwitz, dann als Schreiber für den SS-Standortarzt Eduard Wirths. Im August 1944 wurde er in das Außenlager Lerbek des KZ Neuengamme verlegt. Als die SS dieses im April 1945 nach Fallersleben „evakuierte“, gelang es Langbein zu flüchten. Über Hannover kehrte er nach Wien zurück, wo er dann seine Erinnerungen niederschrieb.

Auch andere Überlebende legten bald nach der Befreiung Zeugnis über das Erlittene ab, und viele ehemalige (vor allem politische) Häftlinge schlossen sich in Lagergemeinschaften, Vereinen oder Komitees zusammen, aus denen bald übergreifende bzw. transnationale Vereinigungen erwuchsen. Viele Verbände erhoben den Anspruch, im Namen aller Verfolgtengruppen zu sprechen. Dies traf auch auf das IAK zu. Langbein gehörte zu den Mitinitiatoren und übernahm bei der Gründung 1954 – nachdem er zunächst hauptamtlich für die Kommunistische Partei Österreichs (KPÖ) tätig gewesen war – den Posten des Generalsekretärs.

In sechs Kapiteln untersucht S. die Aktivität des IAK bzw. Langbeins. Neben dem Aufbau der Organisation selbst und der Dokumentation der Verbrechen (etwa im Staatlichen Museum Auschwitz) rücken vor allem zwei Themen in den Mittelpunkt: die Entschädigung der Verfolgten und die Bestrafung der Täter. Langbein und das IAK stritten für die Entschädigung insbesondere derjenigen Auschwitz-Überlebenden, die für Industrieunternehmen – etwa die I.G. Farben – Zwangsarbeit geleistet hatten oder Opfer medizinischer Versuche geworden waren. Ihr Bemühen scheiterte jedoch, indem, nicht zuletzt unter dem Einfluss des Kalten Krieges, jede Zahlung an Verfolgte aus dem sozialistischen Osteuropa unterblieb und sie sich – im Gegensatz zur Conference on Jewish Material Claims Against Germany – nicht „als Akteur auf dem Parkett der Wiedergutmachungsverhandlungen behaupten“ konnten (S. 276). In der Auseinandersetzung mit der Claims Conference, die nur für die (im Westen lebenden) Juden eintrat, wurde zudem die Grundlage des Selbstverständnisses der IAK-Mitglieder nachhaltig erschüttert, vertrat das IAK doch in den ersten Jahrzehnten seiner Existenz einen antifaschistischen Universalismus, der eine Sonderstellung der jüdischen Verfolgten ablehnte. Die IAK-Mitglieder sahen sich selbst als Widerstandskämpfer, nicht als Opfer.

Bei der Strafverfolgung der Täter erlangten das IAK und auch Langbein persönlich einen gewissen Expertenstatus, nicht zuletzt auch deshalb, weil das Komitee Ermittlern in Westdeutschland Belastungsmaterial und Zeugenaussagen aus Osteuropa zur Verfügung stellen konnte. Auch wenn die Urteile westdeutscher Gerichte angesichts des Ausmaßes der in Auschwitz begangenen Verbrechen dem IAK als völlig unangemessen erschienen, so macht S. doch deutlich, dass ihr Engagement als äußerst bedeutsam einzuschätzen ist. Denn ihre Zuarbeit für die Ermittlungen gegen die Auschwitz-Täter erwies sich als so „umfangreich und grundlegend“ (S. 580), dass viele Ermittlungen und Prozesse ohne diese wohl nicht durchgeführt worden wären. Zum anderen trug Langbeins beharrliches Drängen auf Einbeziehung unterschiedlichster Überlebender als Zeugen im Frankfurter Auschwitz-Prozess erheblich dazu bei, dass die dort verübten Verbrechen – und ihre Opfer – überhaupt in den Blick einer größeren Öffentlichkeit gerieten und dass sich das Bild von

Auschwitz grundlegend veränderte. Erst jetzt wurde Auschwitz zur Chiffre für den Massenmord an den europäischen Juden. Doch noch vor Beginn dieses Prozesses 1963 hatte Langbein einen beruflichen und persönlichen Rückschlag verkraften müssen. Die sich bereits seit Beginn der 1950er Jahre abzeichnenden politischen Differenzen zwischen ihm und der KPÖ hatten 1958 zu seinem Ausschluss aus der Partei geführt. Dies unterminierte auch seine Position im IAK. Den meisten Mitgliedsverbänden aus Osteuropa galt er fortin als „Parteifeind“, und nach den sich radikalisierenden Angriffen gegen ihn verlor er 1960 schließlich seine Funktion als Generalsekretär; 1961 schloss man ihn auch aus der IAK-Leitung aus. Die Verlegung des Generalsekretariats von Wien nach Warschau symbolisiert, dass in der Folgezeit der polnische Verband das IAK dominierte. Langbein blieb zwar Sekretär der Österreichischen Lagergemeinschaft Auschwitz bzw. des 1963 gegründeten Comité International des Camps, musste seinen Lebensunterhalt aber nun als Schriftsteller und Publizist verdienen, was zunächst nur unter Mühen gelang. Auch seine Position in den Auseinandersetzungen um die Entschädigung der Opfer bzw. die Strafverfolgung der Täter veränderte sich, da Langbein nun nicht mehr für einen internationalen Verband sprach, sondern im Grunde als Privatperson. Wegen seiner KZ-Haft und seiner langjährigen Tätigkeit in den Verbänden der Überlebenden erkannten viele ihn jedoch als Experten an. Seit den 1970er Jahren wirkte Langbein zudem in Schulen und verschiedenen Einrichtungen der Erwachsenenbildung, um dort über seine Erfahrungen in Auschwitz zu sprechen. So wurde er allmählich zum Prototyp des Überlebenden, den man heute „Zeitzeuge“ nennt. Hermann Langbein starb 1995 in Wien.

Es ist auch und vor allem dem nachdrücklichen Einsatz der Verfolgtenverbände und einzelner Personen zu verdanken, dass die in den KZ begangenen Gräueltaten in der Öffentlichkeit nicht vergessen wurden, sondern im Gegenteil die Erinnerung daran seit geraumer Zeit zum politischen und kulturellen Selbstverständnis der Bundesrepublik und Österreichs gehört. Wie genau – und wie konfliktreich – dieser Prozess verlief, zeigt S. exemplarisch an Langbein und dem IAK. Das verdienstvolle Buch bietet eine Fülle von Informationen über Langbeins Leben und Tätigkeit sowie die Aktivitäten des IAK und zeichnet die allmähliche Verschiebung der erinnerungspolitischen Paradigmen (vorwiegend in der Bundesrepublik) nach. Andererseits gelingt die intendierte Verzahnung von Biografie und Verbandsgeschichte, die der Untersuchung zugrunde liegt, nur zum Teil, da sich beides letztendlich nicht recht zu einem Ganzen fügen will.

Freiburg i. Br.

Karin Orth

Máté Tamáska: Kassa-vidék településképei. [Siedlungsbilder des Umlandes von Kaschau.] Kalligram. Bratislava 2013. 556 S., zahlr. Ill. ISBN 978-80-8101-620-2.

Der Rezensent muss mit einem Geständnis beginnen: Er kennt den Gegenstand des Buches von Máté Tamáska, das Umland von Kaschau (slowak. Košice, ung. Kassa), nicht aus eigener Anschauung, gedenkt aber das Buch als Anregung dafür zu nehmen, diese Lücke zu schließen. Wohl kennt er die unmittelbar auf ungarischer Seite anschließende südliche Hälfte der Landschaft des Cserehát-Rückens, die Nordhälfte war für ihn bisher allerdings *terra incognita*. Als zweites bekennt der Rezensent, bereits beim Titel in ein terminologisches Problemfeld geraten zu sein. Wörtlich übersetzt, könnte man den Titel mit „Siedlungsbilder des Umlandes von Kaschau“ wiedergeben – der Terminus „Siedlung“ steht in Ungarn für alle Formen dauerhafter menschlicher Ansiedlungen, im Deutschen wäre es vermutlich besser, von „Ortsbildern“ zu sprechen.

T. gliedert sein Werk in zwei Hauptteile: Der erste Teil befasst sich mit der „Lage des [baulichen] Erbes“ des südlichen und westlichen Umlandes von Kaschau (nach Darstellung des Vf. hätte der gesamte Umgriff das Forschungsprojekt deutlich überdehnt), während der zweite Teil ein „Landschaftskataster“ und ein „Siedlungslexikon“ enthält. Der methodologisch orientierte erste Teil gliedert sich seinerseits in zwei Datenmengen (wie T. sie bezeichnet) – die morphologische Beschreibung und die Analyse der Veränderungen

des sozialen Hintergrundes des Ortsbildes. Der Vf. legt Wert auf die Feststellung, dass er sich dem Ortsbild von der Gegenwart her nähere, es handelt sich mithin nicht um eine Denkmaltopografie. Die ländlich-kleinstädtische Architektur, so T., sei „seit einem halben Jahrhundert tot“ (S. 11) und die Kontinuität zwischen den bäuerlichen und den heutigen Lebensverhältnissen abgerissen. Dies sei vor allem der forcierten Industrialisierung des Umlandes von Kaschau zuzuschreiben. Als Zeitgrenze für den Modernisierungsschub, der zum Abreißen der Kontinuität geführt habe, gibt der Vf. das Jahr 1960 an – in dieser Rigidität sicherlich etwas übertrieben, es stimmt aber recht gut mit dem Beginn des industrialisierten Massenwohnungsbaus im damaligen sowjetischen Herrschaftsbereich überein.

T. teilt die Stadtregion Kaschau in den „dienstleistenden Norden“ und den „produzierenden Süden“ (S. 20) ein. Innerhalb des Verdichtungsraumes stellt er die Existenz einer „Mikroagglomeration“ aus den Orten Moldau (Moldava nad Bodvou, Szepsi), Untermetzenseifen (Nižný Medzev, Alsómecenzéf) und Tornau (Turňa nad Bodvou, Torna) fest, wobei ihnen jeweils die Funktion einer industriellen Satellitenstadt, eines traditionellen Kreisverwaltungszentrums und eines Schulzentrums zukommt – ein regionalplanerisch interessanter Befund in Hinblick auf die Teilung zentralörtlicher Funktionen.

Die Hauptachse der Verkehrsverbindungen der Region habe sich von der früheren Nord-Süd-Richtung – von der Zips nach Miskolc – nach Ost-West gedreht, sicherlich auch eine Folge der politischen Teilung der Region. T. misst insbesondere den Straßenverbindungen eine erhebliche Bedeutung im Ortsbild zu. Er unterscheidet den „fließenden Raum“ der modernen überörtlichen Hauptverkehrsstraßen von den traditionellen Landstraßen und den Nebenstraßen mit historischem Erscheinungsbild, begleitet von Alleen aus Obstbäumen. Damit verfolgt der Vf. insofern einen innovativen Ansatz, als Ortsbilduntersuchungen häufig an der Grenze der zusammenhängend bebauten Ortsteile enden.

Die Bevölkerungszahl des Untersuchungsraumes betrug 2001 rund 50 000 Personen und war 1950 – vor dem Industrialisierungsschub – mit rund 33 000 Personen über etwa 100 Jahre hinweg annähernd konstant. T. weist darauf hin, dass es neben den Wachstumsprozessen fallweise auch schrumpfende Siedlungsteile gibt – ein Prozess, der sich langfristig verstärken und zum planerischen Umdenken zwingen wird. Der Vf. vermeidet bewusst eine vertiefte Diskussion der ethnischen Verhältnisse des Untersuchungsraumes, da nach seinem Urteil „die nationale Identität im Umland von Kaschau viel zu labil ist, um sich darüber ein statistisches Bild zu machen“ (S. 35). Als einzigen morphologischen Niederschlag ethnischer Identitäten sieht der Vf. in der Zwischenkriegszeit eine „weiße“ ungarische und eine „bunte“ slowakische dörfliche Architektur. Ein leider stark verfallenes Denkmal der auch in diesem Raum Opfer des NS-Völkermordes gewordenen jüdischen Gemeinden ist die Synagoge von Velká Ida (Nagyida).

T. setzt für die Zeit vor 1960 in einem Schema den Lageplan, die Grundstücksgrößen, die Eigentumsverhältnisse (Anteil der Allmende, des herrschaftlichen und des bäuerlichen Besitzes) sowie das Straßenbild in Beziehung zueinander und unterscheidet die „ständisch geprägte Kleinstadt“, das „Dorf mit Schloss“, das „homogene Bauerndorf“ und das „sich kapitalisierende Bauerndorf“ (S. 44). Erwartungsgemäß zeigt die Kleinstadt eher geschlossene Baustrukturen, das ortbildprägende Schloss setzt eine deutliche Dominante in der eher offenen Baustruktur, während die anderen Dorftypen allenfalls die Kirche als für gewöhnlich bescheidene Dominante aufweisen. Diese Betrachtung wird nach den geographischen Gegebenheiten differenziert (Dörfer in Tallage, am Zusammenfluss von Bächen usw.). Für die Zeit nach 1960 stellt der Vf. dar, welche siedlungsstrukturellen Auswirkungen gänzlich neue Elemente wie Großwohnsiedlungen, suburbane Einfamilienhausgebiete und Anlagen der nach sowjetischem Muster organisierten Großlandwirtschaft hatten. Zu Letzteren merkt der Rezensent als Stadtplaner an, dass dieses bauliche Erbe von häufig zweifelhafter Qualität in Form von Gewerbebrachen noch lange Kopfzerbrechen bereiten wird. Problematisch sind auch die Fälle, in denen traditionelle Ortskerne ihre zentralen Funktionen verloren haben.

Morphologisch interessant im Vergleich zum südlichen Nachbarland ist das Fehlen eines im Ungarn der 1960er bis 1980er Jahre weit verbreiteten Bautyps: des Zeltdachhauses. Während diese eher spießige Variante der „Villa“ aus dem 19. Jh. heute das Ortsbild der ungarischen Dörfer beherrscht und die Grundstücke mit ihren zwangsläufig schmalen verbleibenden Bauwischen funktional an den Rand der Unmöglichkeit bringt, ist in der Tschechoslowakei das Um-Sich-Greifen dieses Bautyps erfreulicherweise offensichtlich vermieden worden. Zutreffend beobachtet der Vf., dass gerade die früheren herrschaftlichen Schlösser mangels hinreichender Anpassungsfähigkeit an veränderte Nutzungen nach 1945 der am stärksten gefährdete Gebäudetypus waren, wobei der Rezensent hinzufügt, dass hierbei auch das Ausmaß an willkürlicher Zerstörung nicht übersehen werden darf.

Von den beschriebenen Gemeinden dürfte der deutschen Leserschaft noch am ehesten die Kleinstadt Untermetzenseifen geläufig sein. Diese Stadt mit ihrem langgestreckten, geschlossen bebauten Marktplatz entlang eines Straßenkreuzes mit der stadtbildprägenden Kirche im Mittelpunkt war bereits im Spätmittelalter ein Schwerpunkt der Besiedlung von Teilen der Region durch deutsche Handwerker – in diesem Falle überwiegend durch Hammerschmiede, die arbeitsteilig mit den bergbaulichen Rohstofflieferanten aus Obermetzenseifen produzierten. Da die Industrialisierung in den 1870er Jahren ins Stocken geriet, existierte diese handwerkliche Tradition weiter – vermutlich war das der Grund dafür, wenn auch von T. nicht ausdrücklich erwähnt, dass eine gründerzeitliche Überformung des Straßenbildes weitgehend unterblieb. Als Glücksfall für die Stadtgestalt erwies sich, dass eine Großsiedlung räumlich getrennt von der bis dahin bestehenden Stadt errichtet wurde. T. verschweigt auch nicht die stadtentwicklungspolitischen Probleme: die Gewerbebrachen und die Integration der „ein erhebliches demografisches Gewicht vertretenden Minderheit“ (S. 291) der Roma. Dem Vf. zufolge ist die offizielle Denkmalpflege eher an den Eisenhämmern als an der Stadtgestalt interessiert, das in seiner Geschlossenheit „zu den hundert schönsten der Slowakei gezählt werden darf“ (S. 291).

Eine andere markante Kleinstadt der Region ist Jossau (Jasov, Jászó), zusammengesetzt aus der Ansiedlung um das Prämonstratenserkloster (in seiner heutigen Gestalt aus dem 18. Jh.) und der bürgerlichen Gründung von Bergleuten. Beide – Jossau wie Untermetzenseifen – dürften aber als „Ausreißer“ in der eher ländlichen bis suburbanen Siedlungsstruktur gelten, die mit zahlreichen Lageplänen und Fotos umfassend dargestellt wird.

Das Buch von T. wendet sich eher an Spezialisten, gleichwohl kann es aber auch der „gelernte Mitteleuropäer“ ohne vertiefte Vorkenntnisse mit Genuss und Belehrung lesen. Dem Buch wäre eine slowakische Übersetzung zu wünschen, denn das sorgfältig bearbeitete Material kann durchaus als Grundlage für anstehende kommunalpolitisch-planerische Entscheidungen herangezogen werden. Es wäre schade, wenn slowakischsprachige Akteure aufgrund der Sprachbarriere von der Nutzung dieses Wissensfundus ausgeschlossen blieben.

Berlin

János Brenner

Berenika Szymanski: Theatraler Protest und der Weg Polens zu 1989. Zum Aushandeln von Öffentlichkeit im Jahrzehnt der Solidarność. (Theater, Bd. 43.) transcript. Bielefeld 2012. 303 S., Ill. ISBN 978-3-8376-1922-5. (€ 32,80.)

Der Begriff des Theatralen bzw. der Theatralität entwickelte sich spätestens seit den 1970er Jahren allmählich zu einem kulturwissenschaftlichen Grundkonzept, dessen enorme Produktivität und heuristische Leistungsfähigkeit 1995 mit der Einrichtung eines entsprechenden Schwerpunktprogramms der DFG (mit Teilprojekten zu den performativen Dimensionen von Kultur, Geschichte, Gesellschaft und Politik) bestätigt wurde. Auch die Theaterwissenschaftlerin Berenika Szymanski schließt mit ihrer Dissertation an dieses interdisziplinäre Forschungsparadigma an, um die öffentlichen Proteste in Polen zwischen 1980 und 1989 als Formen theatralen Handelns zu beschreiben. Sie analysiert damit den politischen Umbruch in Polen unter einem Aspekt, der in der zeitgeschichtlichen und der

sozialwissenschaftlichen Forschung zum Thema zwar bemerkt¹, jedoch bislang nicht systematisch untersucht worden ist.

Die Vf. lehnt sich in ihrer Definition des Theatralen zum einen an das einflussreiche Theatralitätsmodell von Erika Fischer-Lichte an, das die vier Elemente Performanz, Inszenierung, Körperlichkeit und Wahrnehmung zusammenführt, zum anderen ergänzt sie diese Konstellation um eine weitere Dimension, die für ihre Analyse der Protestaktionen unerlässlich ist. Indem sie Politik mit Jacques Rancière als Kampf um die Sicht- und Hörbarkeit im öffentlichen Raum versteht, versucht sie, Theatralität als ein konstitutives Element der politischen Auseinandersetzung in Polen auszuweisen. Im Fokus der Untersuchung stehen neben den bereits vielfach beschriebenen Streiks, Demonstrationen, Verhandlungen, Gottesdiensten und Gedenkfeierlichkeiten der Gewerkschaft *Solidarność* zahlreiche, in der Forschungsliteratur bislang kaum gewürdigte Aktivitäten kleinerer Gruppierungen wie der Kämpfenden Jugend (*Modzież Walcząca*), der Aktivisten von Freiheit und Frieden (*Wolność i Pokój*), vor allem aber der Happening-Bewegung *Orange Alternative* (*Pomarańczowa Alternatywa*). Als das gemeinsame Ziel dieser opponierenden Kräfte hält Sz. den Versuch fest, in der vom staatssozialistischen Regime etablierten und stabilisierten Ordnung des Sicht- und Hörbaren Räume für die Artikulation von Widerstand und Dissens zu schaffen. Die Vf. vereint in ihrer Untersuchung unterschiedliche Ansätze, u.a. Jürgen Habermas' Modell der bürgerlichen Öffentlichkeit und dessen Revision in Nancy Frasers Konzept der Gegenöffentlichkeit, Rudolf Münz' Überlegungen zu „Theatralitätsgefügen“ und Rancières Verständnis von Politik, die sich in Akten der Subjektivierung und Wortergreifung realisiert. Gegenstand der Analyse sind Aktionen im öffentlichen Raum, die durch ein hohes Maß an Theatralität gekennzeichnet und dadurch in der Lage waren, die Massen zu mobilisieren und eine Gegenöffentlichkeit zu erzeugen, in der die Akteure sich als politisches Subjekt konstituieren konnten. Auf diese Weise gelingt es der Vf., die gesellschaftsformierende Kraft theatraler Protestformen deutlich zu machen. Die fokussierten Ereignisse werden auf Grundlage archivalischer und publizierter Quellen unterschiedlicher Art sowie von Interviews mit Zeitzeugen rekonstruiert und analysiert.

Sz. folgt dabei der Chronologie des Zeitgeschehens 1980-1989. Nach einem einleitenden Kapitel, in dem sie ihr theoretisches Instrumentarium entwickelt, schildert die Vf. zunächst die Strukturen und Mechanismen der gelenkten Öffentlichkeit in Polen, um dann an einer Fülle von Beispielen theatrale Strategien zur Erzeugung von Gegenöffentlichkeit darzulegen. Sz. beginnt ihre Rückschau auf das „Jahrzehnt der *Solidarność*“ (Hartmut Kühn) mit dem Danziger Auguststreik von 1980, den sie in seiner Bedeutung für die Etablierung von Bühnenräumen sowie spezifischen Handlungsformen untersucht. In den folgenden Kapiteln werden dann die Verlagerung des Protestes in die Frei- und Schutzräume der katholischen Kirche nach der Verhängung des Kriegsrechts und der Delegalisierung der Gewerkschaft, seine Erstarrung in rituellen, national-religiösen Formen sowie das Durchbrechen des Ritualisierten in den Happenings der Orangen Alternative behandelt. Sz. konstatiert für die zweite Hälfte der 1980er Jahre eine schwindende Bereitschaft der Bevölkerung, an den Protesten der *Solidarność* teilzunehmen. In diesem Kontext wertet sie die subversiven, spielerischen Aktionen der Orangen Alternative, die explizit politischen Protest mit einer Kritik an der Rhetorik und den theatralen Strategien der Gewerkschaft verknüpften, als einen „wichtigen Motor für neue Proteste“ (S. 263). Die Happenings wirkten insofern den Ängsten

¹ KAZIMIERZ BRAUN: *Teatr polski 1939-1989* [Polnisches Theater 1939-1989], Warszawa 1994; ANDRZEJ PACZKOWSKI: *Strajki, bunt, manifestacje jako „polska droga“ przez socjalizm* [Streiks, Aufstände, Kundgebungen als der „polsche Weg“ durch den Sozialismus], Poznań 2003; JERZY EISLER: *Polskie miesiące czyli kryzysy w PRL* [Polnische Monate oder Krisen in der VRP], Warszawa 2008.

der Bevölkerung und der zunehmenden Resignation unter den Oppositionellen entgegen und trugen so entscheidend zum politischen Umbruch von 1989 bei.

Da Theatralität im Sinne der Vf. immer auch die Konstruktion spezifischer Bedeutungen beinhaltet, werden die Protestaktionen sowohl in ihrer Form als auch in ihren Inhalten analysiert. Sz. vermag hier ohne Zweifel einige Einblicke in die Geschichte und Kultur Polens zu geben, für versierte Leser jedoch bieten gerade die Ausführungen zum „polnischen Nationalgefühl“ (mit einem längeren Exkurs über die polnische Nationalhymne) oder zur „Bedeutung des katholischen Glaubens für Polen“ wenig Neues. Man mag darüber streiten, ob Mickiewiczs *Dziady* (Ahnenfeier) zutreffend als „äußerst antirussisch“ (S. 144) und Czesław Miłosz als „verbannter Dichter“ (S. 202) charakterisiert werden können. Schwerer wiegt, dass die Vf. in diesen überwiegend deskriptiv angelegten Kapiteln stellenweise hinter ihr eigenes theoretisches Reflexionsniveau zurückzufallen scheint, vor allem dort, wo sie ihre Begrifflichkeit nicht hinreichend differenziert bzw. historisiert („Volk“, „Nation“, „Gesellschaft“) oder – dies allerdings selten – die Sprache ihrer Quellen übernimmt. Auch wäre zu überprüfen, ob der Begriff des Aushandelns von Sicht- und Sagbarkeit in jedem Fall der besonderen Logik theatralen Handelns angemessen ist. Schließlich drängt sich die Frage nach den Grenzen und dem Erkenntnisgewinn eines auf „Theatralität“ fokussierten Zugangs auf, etwa wenn die Vf. aus ihren durchaus lesenswerten, vorwiegend auf archivalisches Material gestützten Ausführungen zur Rolle der polnischen Staatssicherheit die Schlussfolgerung zieht, dass „die SB [...] im öffentlichen Raum verdeckt handelte“, weshalb ihre „operative Tätigkeit [...] aus gegebenen Gründen [...] nicht theatral“ war und „ihre Mitarbeiter zwar im allgemeinen Sinn als Akteure bezeichnet werden können, doch nicht als theatrale Akteure, da ihre Handlung nicht bewusst herausgestellt war“ (S. 97).

Insgesamt jedoch hat die Vf. eine informative und abwägend argumentierende Studie vorgelegt, die ein breites Spektrum der oppositionellen Gruppierungen und der von diesen benutzten theatralen Strategien in den Blick nimmt. Damit werden wichtige Akteure des politischen Umbruchs in Polen sichtbar, die in der politikwissenschaftlichen Forschung bislang keine Rolle spielten.

Poznań

Katarzyna Śliwińska

Anzeigen

Tamás Fedeles, László Koszta: Pécs (Fünfkirchen), das Bistum und die Bischofsstadt im Mittelalter. (Publikationen der ungarischen Geschichtsforschung in Wien, Bd. 2.) Inst. für Ungar. Geschichtsforschung u.a. Wien 2011. 278 S., Ill., Kt. ISBN 978-963-88445-3-8. – Die beiden Autoren, Mediävisten in Pécs und Szeged, liefern in fünf für sich stehenden Kapiteln Beiträge zur kirchlichen Geschichte von Pécs. Im ersten Kapitel verorten sie die Gründung des Bistums Pécs, das sie mit der Missionstätigkeit Bruns von Querfurt in Beziehung sehen, innerhalb der zweiten Welle von Bistumsgründungen durch Stephan den Heiligen im Jahre 1009 neben Kalocsa und Eger (Erlau) und versuchen die Ortswahl und die Diözesangrenzen nachzuzeichnen. Das umfangreichste, zweite Kapitel enthält Kurzbiografien der 28 Oberhirten des Bistums und bietet in dieser Form einen Abriss der Bistumsgeschichte. Die innere Struktur der Diözesanverwaltung mit der bischöflichen Kanzlei und der kurialen Gerichtsbarkeit wird im Kapitel „Die bischöfliche Kurie“ beschrieben, ergänzt um eine Zusammenstellung der ermittelbaren Generalvikare und Weihbischöfe. Das vierte Kapitel stellt den Bischofssitz und das Zentrum der Diözese in seinen städtischen Kontext. Die Stadt war mit einer ummauerten Fläche von 69 Hektar die größte im mittelalterlichen Ungarn, aber mit etwa 5000-6000 Einwohnern vergleichsweise schwach besiedelt, wobei etwa 270-300 Kleriker (Geistliche am bischöflichen Hof, Pfarrgeistlichkeit, Ordensgeistliche) angenommen werden dürfen; weitere Beobachtungen zur städtischen geistlichen und weltlichen Topografie schließen sich an. Abgeschlossen wird der Band mit einem Kapitel über die mittelalterliche Universität Pécs. Hier werden die Umstände der Gründung und ihrer päpstlichen Privilegierung von 1367, die Ausstattung durch Bischof Wilhelm von Koppenbach sowie ihre innere Struktur besprochen und die wenigen Informationen über die Professoren und Studenten zusammengestellt, wobei die Episodenhaftigkeit des Unternehmens, das nach dem Tod Bischof Wilhelms in den 1390er Jahren einging, deutlich wird. Die Autoren füllen mit ihrer Darstellung, die umfassend auf die Forschung in ungarischer sowie nicht-ungarischer Sprache Bezug nimmt, eine Lücke in den Publikationen zum ungarischen Mittelalter und lassen mehrfach erkennen, mit welchen Überlieferungsverlusten die Forschung konfrontiert ist. Zu bedauern ist, dass die sprachliche Lektorierung der Übersetzung zu wünschen lässt.

Marburg

Norbert Kersken

Robert Antonín: Zahraniční politika krále Václava II. v letech 1283-1300. [Die Außenpolitik König Wenzels II. in den Jahren 1283-1300.] (Knižnice Matice Moravské, Bd. 26.) Matice Moravská. Brno 2009. 304 S., Ill., Kt. ISBN 978-80-86488-63-9. – Robert Antonín behandelt in seiner Troppauer Dissertation in sieben Kapiteln die Außenpolitik des vorletzten Přemysliden auf dem Prager Thron. In den ersten beiden Kapiteln geht es um die Voraussetzungen der Darstellung, zunächst um die Quellen zur Außenpolitik Wenzels II., Urkunden, erzählende Quellen und Formelsammlungen, dann um die Darstellung Wenzels in der wichtigsten zeitgenössischen Chronik, der Königsaal-Chronik, wobei vor allem seine Stilisierung als Gründer des Königsaal-Klosters sowie als idealer Herrscher herausgearbeitet wird. Die Brisanz der Fragestellung und die Voraussetzungen der Außenpolitik Wenzels II., des 1271 geborenen Sohnes Přemysl II. Otakars, der 1278-1283 in der vormundschaftlichen Gefangenschaft Ottos V. von Brandenburg gelebt hatte und 1285 in Eger Guta, die Tochter Rudolfs I., heiratete, liegt in der Frage nach dem politischen Vermächtnis seines Vaters, der in der Auseinandersetzung mit Rudolf von Habsburg den größten Teil der přemyslidenischen Großmachtbildung eingebüßt hatte. A. erkennt dabei weder mit Blick auf die Mitgift seiner Frau noch über die politischen Konzeptionen von Zaviš von Falkenstein, dem Liebhaber und Ehemann seiner Mutter Kunigunde, Ansätze für eigenes außenpolitisches Handeln. Im Kampf um die Nachfolge auf dem Krakauer Thron nach dem Tod Leszeks des Schwarzen 1288 und dem Tod Heinrichs IV. von Schlesien 1290 wurde Wenzel neben den piastischen Prätendenten, Boleslaw II. von Plock, Přemysl II. von Großpolen und Władysław Łokietek von Kujawien, zu einem wichtigen Konkurrenten um die polnische Krone, nachdem er 1292 Władysław Łokietek zwingen konnte, ihm das Herzogtum Sandomir abzutreten. Als zweites Feld außenpolitischer Betätigung Wenzels skizziert A. dessen Engage-

ment in der Reichspolitik zwischen dem Tod Rudolfs von Habsburg 1291 und der Wahl seines Sohnes Albrechts 1298, wobei Wenzel im Bündnis mit den Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen im Mai 1292 die Wahl Adolfs von Nassau durchsetzte und im Juni 1298 dessen Absetzung und die Wahl Albrechts unterstützte. Das folgende Kapitel ist den Ereignissen gewidmet, die zur Wahl Wenzels II. zum König von Polen führten. Hierbei kann A. das ungesicherte Datum der Gnesener Krönung auf die Zeit zwischen dem 19. Oktober und dem 26. November 1300 eingrenzen und auch zeigen, dass nur ein Teil des großpolnischen Adels die přemyslidische Partei unterstützte. Abschließend geht er auf die Eingriffe in die Verwaltung der polnischen Gebiete durch die böhmischen Herren 1292-1306 ein, vor allem auf die Starosten oder *capitanei* in den polnischen Herzogtümern und den *camerarius regni Polonie*.

Die Darstellung zeichnet die Einzelheiten des außenpolitischen Engagements Wenzels II. gegenüber Polen umsichtig nach. Ganz außer Acht bleibt erstaunlicherweise Wenzels Engagement im Kampf um das Erbe der Árpáden nach dem Tod von Andreas III. 1301, wobei es jenem gelang, seinen gleichnamigen zwölfjährigen Sohn zum König krönen zu lassen, der auf diesen Anspruch aber schon 1305 verzichtete. Man vermisst darüber hinaus eine zusammenfassende Bewertung des außenpolitischen Horizonts und der Leitlinien der Politik Wenzels II. Das mag mit dem Hintergrund der Darstellung zu tun haben, die in großen Teilen aus zuvor gedruckten Aufsätzen, die teilweise überarbeitet wurden, besteht. Der Band ist mit zahlreichen Abbildungen (Ausschnitten aus zeitgenössischen Handschriften, Siegelabbildungen, Abbildungen von baulichen Überresten der Zeit) illustriert. Eine größere redaktionelle Sorgfalt wäre wünschenswert gewesen, so sind die Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis fast durchweg falsch, die Benutzung wird durch das Fehlen eines Registers der Personen- und Ortsnamen erschwert.

Marburg

Norbert Kersken

Jeannie J. Labno: Commemorating the Polish Renaissance Child. Funeral Monuments and their European Context. Ashgate, Burlington – Farnham 2011. XIV, 457 S., 16 Ill., graph. Darst., Kt. im Text sowie 23 Tafeln. ISBN 978-0-7546-6825-1. (£ 70,00.) – Das vorliegende Buch basiert auf einer im Jahr 2005 an der University of Sussex abgeschlossenen und von Nigel Llewellyn betreuten Doktorarbeit. Einzelne Aspekte und Teilergebnisse ihrer Untersuchung hatte Jeannie J. Labno vorab bereits in Aufsätzen veröffentlicht. Gegenstand ist ein für das frühneuzeitliche Polen spezifischer figürlicher Grabmaltypus, der Kinder beiderlei Geschlechts nicht als Anhängsel ihrer Eltern ins Bild setzt, sondern diese gleichgewichtet und in zahlreichen Fällen auch autonom in den Fokus der Memoria rückt. Die Publikation gliedert sich in fünf an eine Einleitung anschließende Teile, eine Zusammenfassung, den Tafelteil sowie einen 44 Nummern umfassenden Katalog der untersuchten Grabdenkmäler, die einen Entstehungszeitraum von ca. 1520 bis ca. 1650 umfassen. Ergänzt wird sie neben der Bibliografie durch ein Glossar, Appendizes zu Genealogie (A), Chronologie (B) und zur ikonografischen Genese des Putto-Schädel-Motivs (C) sowie ein Register. Orientierung und Verständnis des Lesers werden zudem durch separate Einführungen in die fünf Hauptteile sowie entsprechende Resümees erleichtert. Unter den allgemeinen soziokulturellen Grundlagen der zeitgenössischen polnischen Funeralkultur wird in Teil I besonders der Aufstieg des Adels hervorgehoben. Im Rahmen tiefgreifender gesellschaftlicher Machtverschiebungen erscheinen die Frauen und Kinder einschließende und auf „Abstammung“ ausgerichtete familiäre Memoria als wichtiger Aspekt der Selbstvergewisserung und sozialen Standortbestimmung. Teil II weitet die Perspektive mit Blick auf die spezifische Renaissancerezeption in Polen, die nicht zuletzt durch die wirtschaftliche Dynamik und den Repräsentationswillen neuer Auftraggeber in einer multiethnischen Gesellschaft von großer kultureller Vielfalt und künstlerischer Mobilität befördert worden sei. Die familiären Strukturen und Modelle besonders der Szlachta sowie die theologischen und philosophischen Faktoren, die das frühverstorbene Kind in Polen – im Gegensatz zu anderen europäischen Regionen – zum Gegenstand eigenständiger Memoria machten, erläutert Teil III. Die beiden abschließenden Teile gelten den Grabdenkmälern im eigentlichen Sinn und analysieren diese auf breiter Datenbasis hinsichtlich ihrer Verbreitung, ihrer Konjunkturen und ihrer generellen Konzeptionen und Muster (IV) sowie in explizit ikonografisch-ikonologischer Hinsicht (V), wobei in Letzterer besonders das Putto-Schädel-Motiv in seiner semantischen Komplexität herausgestellt wird.

Bei einem Titel, der sich der künstlerischen Repräsentation verschreibt, fallen buchgestalterische Schwächen umso mehr ins Auge. So wäre bei einem größeren Teil der Abbildungen eine professionelle Bearbeitung wünschenswert gewesen. Dem Rezensenten erschließt sich auch nicht, warum für die Umschlagseiten zweimal das gleiche Bildmotiv gewählt und dieses durch dunkel grundrierte Textkästen fast bis zur Unkenntlichkeit verdeckt wurde. Allerdings dürften diese Mängel eher dem Verlag als der Vf. anzulasten sein. Sie schmälern nicht das Verdienst der Studie, einen bislang wenig beachteten Denkmälerbestand des 16. und 17. Jh. akribisch erschlossen und weiträumig kontextualisiert zu haben. Lesenswert erscheint das Buch sowohl für diejenigen, die sich mit der Geschichte und Kultur des frühneuzeitlichen Polen befassen, sowie für alle, die sich der gesellschaftlichen Konstruktion von Kindheit und Familie, der Repräsentation sozialer Gruppen und ihrer Genderspezifika oder Fragen der Memoria und des Kulturtransfers widmen.

Halle (Saale)

Dirk Suckow

Jörg Driesner: Bürgerliche Wohnkultur im Ostseeraum. Stralsund, Kopenhagen und Riga in der Frühen Neuzeit. (Wirtschafts- und sozialhistorische Studien, Bd. 18.) Böhlau. Köln u.a. 2012. 213 S., Ill. ISBN 978-3-412-20559-1. (€ 34,90.) – In den meisten kulturgeschichtlichen Studien steht heutzutage die Wahrnehmung und Darstellung der Modebegriffe „Austausch“ und „Transfer“ im Vordergrund. Mit Hilfe dieser Begriffe soll die Vergangenheit nicht nur transparent und nachvollziehbar beurteilt, sondern auch ins rechte Licht gerückt werden. Dieser theoretische Rahmen erlaube uns, die zentrifugalen Tendenzen in der Kulturgeschichte hervorzuheben und den Blick auf eine Welt zu eröffnen, in der das Auge weiter sieht als das Grubenlicht leuchtet. Wenn man mit diesen Begriffen in die Beschäftigung mit einem kulturgeschichtlichen Thema einsteigt, verschiebt sich das Interesse immer weiter weg von der Welt der Einzelereignisse in ihrer Detailgenauigkeit hin zu den Zusammenhängen und Wechselwirkungen. Dahinter steckt die Idee, dass eine zu starke Begrenzung auf das Messbare, Zählbare und rational Erklärbare uns der Möglichkeit berauben würde, über den unmittelbaren Horizont hinauszuschauen und die Komplexität der gesellschaftlichen Entwicklungen zu schildern. Wenn alles auf das unmittelbar Beweisbare reduziert wäre, nähmen wir nur äußere Wirklichkeiten wahr. Wir würden die feinen Nuancen und das vielfältige Wechselspiel der Wirklichkeit vermissen, die sich zwar nachvollziehen lassen, aber nicht künstlich hervorgerufen werden können. Diese Prozesse lassen sich jedoch nur schwer mit Hilfe wissenschaftlicher Daten festhalten. Müssen wir wirklich ständig konkrete Grenzen und Zustände überschreiten, um neue Anschauungen und tiefere Kenntnisse zu einer anderen Zeit zu erzielen? Stellt das Konkrete tatsächlich nur die 1.0-Ebene, die 1.0-Version, dar? Ist es wirklich notwendig, immer die breite Sichtweise anzulegen und das Hauptgewicht auf eine Meta-Perspektive zu legen? Jörg Driesners Werk kann als eine Antwort auf diese Problemstellung gelesen werden.

D. bietet einen einzigartigen Einblick in die taktile Wahrnehmung der nordosteuropäischen Handlungsräume in der Frühen Neuzeit. Er strebt nach einem mehrdeutigen Bild dieser Welt, das uns als Spiegel und auch als Projektionsfläche dienen kann. D. ist an Konkretisierungen interessiert – an einer Rekonstruktion der materiellen Kultur, des Konsumverhaltens, der Selbstverortung und Identität, die durch die Dinge der materiellen Welt ausgelöst und in uns erzeugt wird. Er richtet seinen Blick nicht nur auf die Distribution und den Transport der Waren, sondern auch auf ihre Beschaffenheit und Qualität. Das Werk ist stark an den Quellen orientiert. Im Zentrum stehen die Nachlassinventare, die D. in Kopenhagen, Stralsund und Riga bearbeitet hat. Er greift auf eine Quellenlage zurück, die zu unterschiedlichsten Interpretationen der Dinge Anlass gibt, aber dennoch in ihrer Gültigkeit begrenzt ist. Den Nachlassinventaren kann auf verschiedenen Ebenen begegnet werden. Es dominiert die Detailebene. D. gibt wieder, wie die Gegenstände der Wohnkultur bezeichnet wurden (was nicht unbedeutend ist), was für eine Farbgebung sie hatten, ob sie aus Halbfabrikaten oder Rohstoffen hergestellt waren, wie sie produziert und verwendet wurden. Sein Erzählstil ist geradlinig, einfach und leicht zugänglich. Die Fülle von Details überfordert den Leser nicht. Gleichzeitig ist D. sehr zurückhaltend mit seinen Schlussfolgerungen. Vielleicht hätte er mehr über den Quellenwert und die Quellennutzung reflektieren können? Gibt es etwa doch eine Wirklichkeit hinter der im Buch beschriebenen?

D. ist sich dessen bewusst, dass die Verfasser der Quellen nie die Absicht hatten, komplizierte Zusammenhänge zu deuten und verständlich zu vermitteln. Die Quellen hatten praktische und oberflächliche Ziele fiskalischer Natur, um Manipulationen zu verhindern und einen reibungslosen Ablauf eines Auftrags zu gewährleisten. Sie knüpften daher an die traditionelle Praxis des Aufzeichnens an und wurden nicht zusammengestellt, um Geschichte zu erzählen. Trotzdem tun sie genau das Gegenteil, sie erzählen Geschichte! Diese Geschichte zwingt uns, vorsichtig mit den Begriffen „neu“ und „alt“ umzugehen und die Unterschiede im Ostseegebiet zu erkennen. Stralsund und Riga waren nicht direkte Kopien von Kopenhagen. Die Ost-West-Achse war ein wirkliches Unterscheidungskriterium. Vor unseren Augen entfaltet D. eine Fülle von nicht unbedingt spektakulären Aufnahmen, die doch alle etwas erzählen. Was enthüllen diese Aufnahmen? Jedenfalls viel mehr als die Bedeutung der einzelnen Räumlichkeiten und Möbelstücke. Sie machen klar, dass konkrete Dinge wirklich wichtig sind!

Stockholm

Janis Kreslins

Tomasz Andrzejewski: Die Herren von Rechenberg im Herzogtum Glogau während des 16. und 17. Jahrhunderts. Familie, Wirtschaft, Politik, Kunst. (Wissenschaftliche Schriften des Vereins für Geschichte Schlesiens, Bd. 7.) Verein für Geschichte Schlesiens. Würzburg 2012. X, 342 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-931889-08-1. (€ 36,-) – Die vorliegende Arbeit ist die inhaltliche Übersetzung einer Dissertation, die an der Universität Grünberg (Zielona Góra) im Jahr 2001 angenommen wurde. Sie erschien 2007¹ sowie in einer erweiterten Auflage 2010 auf Polnisch, woran man das Interesse in Polen an dieser Thematik deutlich erkennt. Seit den 1990er Jahren beschäftigt sich die Forschung in Polen verstärkt mit der regionalen Geschichte, so auch mit der des schlesischen Adels in seiner politischen und wirtschaftlichen Wirkung. Zuvor war dieser Bereich ausgespart und die Erforschung weitgehend den Genealogen überlassen worden. Die Ursache dieser Vernachlässigung ist im mangelnden Interesse auf deutscher Seite und in ideologischen Gründen in Polen zu suchen. Erst der Zusammenbruch des Ostblocks und die Hinwendung auf eine gemeinsame Vergangenheit weckte das Interesse auch an der Geschichte des schlesischen Adels.

Das Besondere an diesem Werk ist die interdisziplinäre Zusammenarbeit von Geschichts-, Kunst- und Kulturwissenschaften bis hin zur Wirtschaftsgeschichte. Wie Tomasz Andrzejewski offen bekennt, begibt er sich hier auf wissenschaftliches Neuland. Einer seiner Vergleichspunkte ist die Situation des polnischen Adels, was einen interessanten Ansatz darstellt, da es viele Gemeinsamkeiten, aber auch viel Trennendes gab. Der schlesische Adel ist zu großen Teilen im Mittelalter in das slawisch geprägte Land eingewandert und wurde integriert. A. beginnt seine Arbeit daher mit einer Darstellung der Geschichte des Herzogtums Glogau im Untersuchungszeitraum und weist auf die äußeren Mächte hin, die hier Einfluss zu nehmen versuchten – vom Königreich Polen unter den Piasten und Jagiellonen über die Böhmisches Krone bis hin in die Neuzeit durch die Habsburger als deren Erben. Aber auch Einflüsse aus Brandenburg und Sachsen sind spürbar gewesen. Im 2. Kapitel stellt der Vf. die Geschichte der Familie von Rechenberg im Herzogtum Glogau dar, die sich in verschiedene Häuser gliederte, jedes an einen Gutsbesitz gekoppelt. Im Folgenden untersucht er die wirtschaftliche Stellung der Rechenbergs im Wirtschaftsgefüge Schlesiens, wobei sie Besitz im Herzogtum Glogau und auch außerhalb hatten. Es werden akribisch die einzelnen Erwerbszweige aufgelistet und untersucht. Neben der Stellung der Rechenbergs als Landbesitzer bildet ihre Rolle bezüglich der Städte einen weiteren Aspekt der Betrachtung. Im 5. Kapitel widmet sich A. der Rolle der Rechenbergs in Gesellschaft und Politik. Sie waren führend bei der Verbreitung der Reformation und wurden,

¹ TOMASZ ANDRZEJEWSKI: Rechenbergowie w życiu społeczno-gospodarczym księstwa glogowskiego w XVI-XVII wieku [Die Rechenberger im gesellschaftlich-kulturellen Leben des Glogauer Herzogtums im 16.-17. Jahrhundert], Zielona Góra 2007; DERS.: Rechenbergowie w księstwie glogowskim w XVI-XVII wieku [Die Rechenberger im Glogauer Herzogtum im 16.-17. Jahrhundert], Zielona Góra 2010.

so A.s Schlussfolgerung, Opfer der Gegenreformation, in deren Folge sie ihren politischen und wirtschaftlichen Einfluss verloren und schließlich im Herzogtum Glogau ausstarben. Die große Gutsherrschaft Schlawa ging z.B. durch kaiserliche Verleihung in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges an die katholischen Freiherren von Fernemont über. Der 6. und letzte Abschnitt ist eine kunst- und kulturgeschichtliche Darstellung zu Architektur und Kunst unter den Herren von Rechenberg. Von besonderer Bedeutung ist der umfassende Anhang, der mit einer ausführlichen Zusammenfassung der Ergebnisse beginnt. Der Autor hat sich sehr intensiv mit der alten Forschung beschäftigt, aber auch mit den genealogischen Werken. Es folgen umfassende genealogische Tafeln und ein akribisch erarbeitetes Quellen und Literaturverzeichnis. Obligatorisch für ein Werk dieser Güte sind ein Personen- und Ortsregister und auch ein großer, qualitativ hochwertiger Abbildungsteil.

Dortmund

Martin Sprungala

Reden und Schweigen über religiöse Differenz. Tolerieren in epochenübergreifender Perspektive. Hrsg. von Dietlind Hüchtker, Yvonne Kleinmann und Martina Thomsen. Wallstein-Verl. Göttingen 2013. 278 S. ISBN 978-3-8353-1128-2. (€ 24,90.) – Dieser Sammelband, der neun Beiträge unterschiedlicher geistes- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen in deutscher und englischer Sprache vereint, verdankt sich der Kooperation zweier Forschergruppen: des am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig angesiedelten Projekts „Religionsfrieden und Modi der Bewältigung religiöser/konfessioneller Konflikte in Ostmitteleuropa (16.-19. Jh.)“ sowie der am Institut für Slavistik der Universität Leipzig tätigen Emmy Noether-Gruppe „Wege der Rechtsfindung in ethnisch-religiös gemischten Gesellschaften. Erfahrungsressourcen in Polen-Litauen und seinen Nachfolgestaaten“. Die einzelnen Beiträge, die – so die Hrsg. in ihrer instruktiven Einführung – „Praktiken des Tolerierens, konkrete Formen der Duldung oder auch Akzeptanz religiöser Differenz“ (S. 10) in den Blick nehmen, schlagen geografisch wie zeitlich gleichwohl einen weiten Bogen: von den französischen Religionskriegen des 16. und 17. Jh. über die karäisch-rabbanitischen Beziehungen in Osteuropa bis hin zum vormodernen chinesischen Staat. Bei der Hälfte der Beiträge handelt es sich um Fallstudien zum ostmitteleuropäischen Raum – mit sehr individueller Schwerpunktsetzung und auch unterschiedlichem Innovationsgrad. Die Palette reicht vom eher traditionellen, die großen religions- und kirchenhistorischen Entwicklungen nachzeichnenden Überblick, wie ihn Josef Hrdlička am Beispiel des frühneuzeitlichen Böhmen liefert, bis hin zu punktuellen, auch erinnerungs- und gedächtnisgeschichtliche Aspekte einbeziehenden Fragestellungen wie der von Kerstin S. Jobst, die Ebenen des Tolerierens im römisch-katholisch, griechisch-katholisch und orthodox geprägten Ostmitteleuropa vom 17. Jh. bis zum Ersten Weltkrieg am Beispiel der Verehrung des 1867 vom Vatikan kanonisierten Jozafat Kuncevyč (1580-1623) untersucht. Die Frage der Toleranz gegenüber den Juden wird mehrfach thematisiert, unter anderem von Dirk Sadowski am Beispiel der Religionspolitik Josephs II. gegenüber den galizischen Juden. Ein ungemein vielschichtiges Thema greift Halina Beresnevičiūtė-Nosálová auf, die sich der Berichterstattung über musikalische Wohltätigkeitsvereine in Wilna und Brünn während der ersten Hälfte des 19. Jh. widmet und daraus Rückschlüsse auf die Zusammenarbeit der städtischen Eliten in kulturellen Angelegenheiten zieht.

Stuttgart

Joachim Bahlcke

Archivführer zur ungarndeutschen Geschichte in den Komitatsarchiven Ungarns 1760-1950. Hrsg. von Erzsébet Apró und Ágnes Tóth. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 44.) Oldenbourg. München 2013. 1094 S. ISBN 978-3-486-71207-0. (€ 98,-) – Seit 2004 veröffentlicht das Oldenburger Bundesinstitut „Wegweiser“ durch Bestände einzelner – bislang nur polnischer – Staatsarchive (Breslau, Danzig, Stettin und Landsberg/Warthe) sowie auf Regionen bezogene, für Forschungen aller Art sehr nützliche „Archivführer“, bislang zum Memelgebiet, zu Ostbrandenburg und zu Pommern, in deren Reihe der jetzt vorgelegte neue Band gehört. Er bietet, so „die Redaktion“ in der Einleitung, „eine Übersicht über die Quellen zur ungarndeutschen Kultur und Geschichte, die in Beständen und Teilbeständen der Archive der Selbstverwaltungen der Komitate des heutigen Ungarn aufbewahrt

werden“. Berücksichtigt wurden dabei „jene Gebiete des heutigen Ungarn, in denen seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Deutsche gelebt haben oder heute noch leben“ (S. 13). Verzeichnet werden die Akten der Komitatsverwaltungen sowie der Städte und Siedlungen bzw. nach 1848 Gemeinden. Letztere lediglich nur, wenn die „Zahl der deutschen Bewohner bei der Volkszählung 1910 mehr als 10%“ bzw. in den Jahren 1945 bis 1950 5% der „Gesamtbevölkerung“ erreicht hat (S. 16), darunter allerdings nur „wenige Bestände, die ausgesprochen als ‚Deutsche Bestände‘ angesehen werden können“ (S. 14). Die Begriffe „deutsch“ und „ungarndeutsch“ werden sinnvollerweise nicht problematisiert, sondern nach dem sprachlichen Kriterium der Volkszählung von 1910 pragmatisch aufgefasst. Nach dem Archiv der Hauptstadt Budapest werden die einschlägigen Bestände von zwölf Komitatsarchiven sowie der Archive der Komitatsstadt Győr (Raab) und der Komitatsrechtstadt Székesfehérvár (Stuhlweißenburg) beschrieben: Zunächst werden jeweils die zentralen Kontaktdaten genannt, dann die Geschichte des Archivs und seiner Bestände kurz mit jeweils weiterführenden, meist ungarischsprachigen Literaturangaben umrissen. Der historische Hintergrund (in der Regel „bei der ersten Erwähnung der Exhibitionsstelle“, S. 17), Bestandsumfang, Bestandsstruktur und Überlieferungsdichte der einzelnen Archivfonds werden, soweit nötig, mit der gebotenen Kürze nach den Bestandsgruppen beschrieben. Die „Titel“ der beschriebenen Bestandsgruppen werden nur in deutscher Übersetzung und nicht nach den ungarischsprachigen Bezeichnungen der ausgewerteten Findbücher wiedergegeben, was die Benutzung am Ort und Internetrecherchen erheblich erschwert. Eine Ortsnamenskonkordanz ist in das „Ortsnamenregister“ eingearbeitet worden; warum man allerdings dort Hinweise auf Orte außerhalb Ungarns nicht unter dem aktuellen amtlichen, sondern unter historisch-deutschen Bezeichnungen (Agram, Hermannstadt, Pressburg) findet, wäre zu erklären gewesen. Das Personenregister bleibt, der Konzeption des Bandes entsprechend, vergleichsweise kurz.

Der Archivführer ist nicht nur für ungarndeutsche Recherchen von Nutzen, sondern grundsätzlich für die Regionalgeschichte der erfassten Komitate und Städte (eine entsprechende Karte wäre nützlich gewesen). Nachgewiesen werden allgemeine Bestände mit Relevanz für ungarndeutsche Fragestellungen. Spezifisch ungarndeutsche Bestände wie solche zu Körperschaften (z.B. Zünften), Vereinen, Wirtschaftsorganisationen, Familien oder Privatpersonen konnten „wegen Platzmangels im gedruckten Band nicht erscheinen. Sie sind in ungarischer Sprache auf der Homepage des Forschungsinstituts für ethnische und nationale Minderheiten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften unter www.mtaki.hu zu finden und recherchierbar“ (S. 17). Gerade aber für diese Quellen, die vermutlich in größerem Umfang deutschsprachig sind, fehlt nach wie vor eine spezifische Findhilfe. Dennoch liegt hier ein nützliches Repositorium vor, das man sich – ohne das „Deutsche“ als Ausschlusskriterium – für ganz Ungarn wünschte, genauso wie einen deutschsprachigen Archivführer zu den nach ihrer Entstehung spezifisch ungarndeutschen Beständen.

Viersen

Wolfgang Kessler

Umweltphilosophie und Landschaftsdenken im baltischen Kulturraum / Environmental Philosophy and Landscape Thinking. Hrsg. von Liina Lukas, Ulrike Plath und Kadri Tüür unter Mitwirkung von Jaan Undusk. (collegium literarum, Bd. 24.) Uderi ja Tuglase Kirjanduskeskus. Tallinn 2011. 376, XXII S., Ill., Kt. ISBN 978-9985-865-34-7. (€ 29,-) – Von Vogelgezwitscher, heiligen Bäumen, wandernden Seen und verrauchten Bauernhöfen handelt dieser Konferenzband. Er thematisiert Landschaftsbetrachtung und -konstruktion, Naturwahrnehmung und Umweltdiskurse im Baltikum. Eine die 18 Beiträge verbindende Frage ist die nach den Spezifika des Baltikums als Region, deren Natur von Intellektuellen zunächst häufig als uninteressant beschrieben und dann im Laufe des 19. Jh. romantisiert und nationalisiert wurde. Sehr schön zeigt der Band immer wieder Berührungspunkte zwischen estnischer, lettischer und deutschbaltischer Natur- und Landschaftswahrnehmung auf, wobei die Schilderungen der Natur von denen der örtlichen Bevölkerung nicht zu trennen sind. Ein weiterer Schwerpunkt sind philosophische Konzepte, die von aus dem Baltikum stammenden Gelehrten entworfen wurden, so etwa das der „Umwelt“ und das der „Planmäßigkeit der Natur“ von Jakob von Uexküll, der eine Reihe weiterer Gelehrte beeinflusste. Zur Sprache kommen auch die rechtsgerichteten, dem völkischen Biologismus nahe stehenden Ausführungen von Roderich Baron von Engelhardt, etwa

in dessen Buch *Organische Kultur. Deutsche Lebensaufgaben im Lichte der Biologie* von 1925. Der sehr anregende, interdisziplinäre Band bietet zahlreiche faszinierende Einblicke; so wird z.B. die Rolle der einzelnen menschlichen Sinne und ihres Zusammenspiels bei der Wahrnehmung von Landschaften und Kulturen thematisiert, aus verschiedener disziplinärer Perspektive der Bedeutung heiliger Naturobjekte nachgegangen, und auch lebensgeschichtliche Ansätze kommen zu ihrem Recht. Das Vorwort der Hrsg. und die Einleitung von Jaan Undusk hätten allerdings der geneigten Leserschaft noch mehr Orientierung an die Hand geben sollen, denn es besteht die Gefahr, den baltischen Wald vor lauter Bäumen nicht mehr zu sehen. Abgedefert wird die drohende Orientierungslosigkeit allerdings wiederum durch einen reichhaltigen Registerapparat, bestehend aus Personen-, Ortsnamen- und Organisationenindex sowie einem Register für „naturnahe Objekte und mythologische Wesen“ und einem weiteren für „andere wichtige Konzepte und Orte“.

Erlangen

Julia Obertreis

Waldemar Łazuga: Kalkulować ... Polacy na szczytach c.k. monarchii. (Kalkulieren ... Polen an der Spitze der k.u.k. Monarchie.) Wydawn. Zysk. Poznań 2013. 457 S., Ill. ISBN 978-83-7785-088-6. (PLN 49,-) – „Kalkulieren“ gehörte laut Aussage Waldemar Łazuga in seiner Einleitung zu den am häufigsten (und damit grundlegenden) benutzten Begrifflichkeiten, die der galizische Statthalter und spätere Minister für Galizien in Wien, Graf Agenor Gołuchowski, verwendet habe. Damit habe dieser nicht nur das Vorgehen polnischer Politiker im Rahmen der habsburgischen Politik charakterisieren, sondern selbst auch auf eine entsprechende Ausrichtung hinwirken wollen. Dies verweist darauf, wie schwierig es für Abgeordnete und insbesondere hohe Funktionsträger war, einerseits polnische nationale Interessen vertreten zu müssen und andererseits dem Staat, in dessen höchste politische Eliten sie aufgestiegen waren, zu dienen. Ihre Tätigkeit wurde und wird denn auch als recht widersprüchliche Geschichte zwischen Entfremdung, Protest, Gewöhnung, Akzeptanz und Idealisierung, als Politik großer Erfolge und Misserfolge gewertet. Gerade im Zuge einer wachsenden Galizien-Forschung ist das Wirken galizischer Politiker auf Reichsebene mit ihren zahlreichen Facetten in den letzten Jahren wenn noch nicht hinlänglich, so doch in einem erstaunlichen Umfang untersucht worden. Über die Politik der einzelnen Persönlichkeiten, also mit einem eher biografischen Zugang, erörtert der Vf. seine grundlegende These, dass die Polen, die sich um höchste Staatsämter bemühten, vor allem „Depositäre von Hoffnungen“ (S. 12) waren. Es geht ihm, in dem er das einleitend verwendete Zitat Gołuchowskis leitmotivisch für den gesamten Band anwendet, gerade darum, die äußerlich von widersprüchlichen Haltungen und Handlungen sowie von einer doppelten Loyalität geleiteten Absichten darzulegen und damit einen Beitrag zur Geschichte der Habsburgermonarchie und Polens zugleich zu leisten. In der – auch für breitere Kreise historisch Interessierter – gut lesbaren Studie, die auf einem breiten Quellen- und Literaturkorpus basiert, zeichnet er nach einem einleitenden, kontextualisierenden Kapitel in fünf weiteren, chronologisch angelegten Kapiteln die einzelnen Phasen der Habsburg-Politik polnischer Spitzenpolitiker bis zum Zusammenbruch der Monarchie nach. In jedem Kapitel stehen die in der jeweiligen Phase dominierenden Politiker im Mittelpunkt des Interesses, wobei die einzelnen Abschnitte den jeweiligen Protagonisten zu charakterisieren versuchen: etwa im zweiten Kapitel den jungen Agenor Gołuchowski als „romantischen Antihelden“.

Ohne wirklich neue faktische Erkenntnisse zu vermitteln, aber mit einer sehr pointierten Fokussierung auf die Persönlichkeiten, kommt der Vf. zu dem Schluss, dass sich die Polen als habsburgische Spitzenpolitiker von den Tschechen und Deutschen vor allem durch Pragmatismus und Disziplin unterschieden hätten. Sie seien sich durchaus bewusst gewesen, dass außerhalb Galiziens noch andere Politikdimensionen vorhanden waren, und stellten sich dieser Herausforderung, woraus dann eine auf den ersten Blick widersprüchliche Politik sowie ihr Machiavellismus entsprungen seien. Insofern charakterisiert Ł. die herausragenden Persönlichkeiten vor der Folie einer pragmatischen Haltung, beispielsweise indem er Gołuchowski als Meister der Realpolitik kennzeichnet und seine Politik als Grundlage für die Konstitutionalisierung der Monarchie sieht, während er Julian von Dunajewski als herausragenden Finanzpolitiker charakterisiert, der die Monarchie aus einer schweren Finanzkrise herausführte, und Michał Bobrzyński als Wegbereiter des Krieges mit Russland und des Zusammenbruchs der Monarchie. Hier zeige

sich, dass diese Persönlichkeiten bis zum Ende kalkuliert hätten – ein recht ernüchterndes Urteil über Charaktere, die bisher kaum kritisch beleuchtet worden sind. Insgesamt besticht diese Studie somit insbesondere durch ihre nüchterne und ernüchternde Charakterisierung galizischer polnischer Spitzenpolitiker und trägt zu deren Verständnis bei.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

Dwa życia Ludwika Gumpłowicza. Wybór tekstów. [Die zwei Leben des Ludwik Gumpłowicz. Textauswahl.] Hrsg. von Jan Surman und Gerald Mozetič. (Biblioteka Myśli Socjologicznej, Bd. 8.) Oficyna Naukowa. Warszawa 2010. 533 S. ISBN 978-83-7459-090-7. – Ludwik Gumpłowicz (1838-1909) gehört zu den Gründervätern der modernen Soziologie. Seine Hauptwerke entstanden in seiner Zeit als Professor an der Universität Graz (seit 1875). Die vorliegende, sorgfältig erarbeitete Auswahl von Texten von und über Gumpłowicz unterstreicht bereits in ihrem Titel die Leitidee des Bandes, dass die Grundelemente der soziologischen Forschungen Gumpłowicz auf seine Auseinandersetzung mit den politischen, sozialen und kulturellen Realitäten Galiziens im Allgemeinen und mit den Beziehungen zwischen den verschiedenen National- und Religionsgemeinschaften im Besonderen zurückgehen. Der Band wird eingeleitet durch eine ausführliche Diskussion der soziologischen Theorie Gumpłowicz (aus der Feder der Hrsg. Jan Surman und Gerald Mozetič) und biografische Skizzen über seine Familie (Hanna Koziońska-Witt, Reinhard Müller). Die folgenden Abschnitte sind nach seinen Hauptwirkungsorten Krakau und Graz gegliedert und umfassen sowohl historisch-soziologische Texte – hierunter viele, die die jüdische Geschichte in Polen und in Galizien beleuchten – als auch Artikel aus der von Gumpłowicz zwischen 1869 und 1874 herausgegebenen Zeitung *Kraj*. Die Hrsg. haben dankenswerterweise eine Reihe von Briefen Gumpłowicz aufgenommen, die seine liberale, dem aufrührerischen Eifer Kongresspolens skeptisch gegenüberstehende Grundhaltung deutlich machen. Die aus seiner Grazer Schaffenszeit aufgenommenen Texte dokumentieren, in welchem Maße Gumpłowicz Überlegungen zur Staats- und Gesellschaftstheorie von seiner Sozialisation geprägt wurden – so ist auch der programmatische Titel zu verstehen, der die für die spätere soziologische Theoriebildung wichtige, galizische Sozialisation Gumpłowicz reflektiert. Der Band wird mit Dokumenten zu seinem und seiner Ehefrau Freitod (aufgrund einer unheilbaren Erkrankung), drei Beiträgen zur Rezeptionsgeschichte Gumpłowicz (Surman, Bernd Weiler), einer umfassenden Bibliografie seiner Schriften (die seine Presseartikel jedoch nur in Auswahl vorstellt) und der fachhistorischen Literatur zur Soziologie Gumpłowicz sowie einem Namens- und Sachregister abgeschlossen. Die Hrsg. haben diese Schriftenauswahl mit großer Sorgfalt und mit Achtung sowohl vor dem Werk als auch der Person ihres Protagonisten vorbereitet. Der Band bietet reichhaltige Anregungen zur polnischen, polnisch-jüdischen und ostmitteleuropäischen Geschichte des 19. Jh. und würdigt einen seinerzeit einflussreichen und originellen Denker.

London

François Guesnet

Marek Kornat: Polen zwischen Hitler und Stalin. Studien zur polnischen Außenpolitik in der Zwischenkriegszeit. be.bra-Verl. Berlin 2012. 303 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-89809-098-8 (€ 19,95.) – Marek Kornat ist durch seine Arbeiten zur polnischen Sowjetologie bekannt, hat aber auch eine Reihe von Veröffentlichungen zur polnischen Außenpolitik der Zwischenkriegszeit vorgelegt. Mit dem vorliegenden Buch wendet er sich explizit an deutsche Leser, was er mit der Berufung auf Hans Roos und sein Werk *Polen und Europa. Studien zur polnischen Außenpolitik* von 1957 als *ultima ratio* einer Bewertung unterstreicht. K.s Zielgruppe ist ein Publikum, das in der polnischen Geschichte nicht unbedingt vorgebildet ist, ohne dass er dabei jedoch Abstriche an einen wissenschaftlichen Anspruch machen würde. Als sein Hauptanliegen beschreibt er es, mit jenen Vorwürfen aufzuräumen, die der polnischen Außenpolitik „besondere Beziehungen“ (S. 7) zu Hitlerdeutschland unterstellen und das autoritäre Regime nach 1926 in die Nähe faschistischer Regierungsformen rücken. Diese Fehleinschätzungen führt K. auf die zu geringe Rezeption der polnischen Forschung gerade der letzten zwanzig Jahre zurück, der kaum etwas Neues hinzugefügt werden kann und die er versucht, in seinem Buch zu resümieren. Dabei räumt er ein, dass es zu Schlüsselfragen wie dem Nichtangriffsabkommen von 1934 und

der polnischen Haltung zum Ostpakt von 1929 sowohl in Polen als auch im Ausland nach wie vor keinen Konsens gibt und es ihn wahrscheinlich auch zukünftig nicht geben wird (S. 8). Das Inhaltsverzeichnis lässt auf eine traditionelle Herangehensweise schließen. Ein erstes Kapitel, das sich mit der Versailler Ordnung und der polnischen Außenpolitik bis 1933 beschäftigt, nimmt verhältnismäßig großen Raum ein und bildet zusammen mit der Behandlung der Jahre 1938/39 den Hauptteil des Buches. Der Zeitraum 1933-1938 wird mit 60 Seiten relativ kurz abgehandelt. Das ist deshalb bedauerlich, weil die Beziehungsgeschichte bis 1933 und das Vorfeld des Kriegsausbruchs außerordentlich gut bearbeitet sind, wohingegen der Zeitraum einer „Normalisierung“ weiterhin wichtige Fragen nach den Gestaltungsmöglichkeiten und Optionen sowie den Potenzen der Annäherung stellt. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht die Auffassung, dass die polnische Außenpolitik unter den Voraussetzungen des Versailler Nachkriegssystems und der totalitären Konstruktion von Nachbarschaft vor komplexen Schwierigkeiten stand, die Polen letztlich nicht zu bewältigen vermochte und die das Land zunehmend zum Objekt des Geschehens machten. So wird die grundsätzliche Frage nach Alternativen zum außenpolitischen Prinzip des „Gleichgewichts“ von K. auch prinzipiell verneint.

Das Buch versteht sich als eine rein diplomatiegeschichtliche Arbeit und zeigt mit diesem Anspruch einmal mehr, dass eine unzureichende Berücksichtigung innenpolitischer Konstellationen für die konkrete Gestaltung der Beziehungen zwischen den Staaten nicht dazu beiträgt, die vom Autor immer wieder beschworenen Dilemmata der polnischen Außenpolitik zu erklären, und nur die These der Ausweglosigkeit stützt. Polen war trotz aller autoritären Züge eben kein totalitäres Land wie seine Nachbarn und musste bei der Gestaltung der Außenpolitik funktionale Prinzipien einer parlamentarischen Republik berücksichtigen. Der Anspruch des Autors, einen neuen Blickwinkel zu entwickeln, der nicht die Fehler in der Außenpolitik (z.B. Józef Beck's) aufzählt, sondern die Handlungsweisen aus den konkreten Bedingungen der polnischen Außenpolitik, wie der geopolitischen Lage, zu erklären versucht, wird kaum innovativ wirksam. Er ist dann auch wenig hilfreich beim Verständnis der Prozesse, die zu der europäischen Tragödie führten, die mit der polnischen begann.

Toruń – Rostock

Ralph Schattkowsky

Petr Lozoviuk: Grenzland als Lebenswelt. Grenzkonstruktionen, Grenz Wahrnehmungen und Grenzdiskurse in sächsisch-tschechischer Perspektive. (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, Bd. 41.) Leipziger Univ.-Verl. Leipzig 2012. 354 S., Ill. ISBN 978-3-86583-632-8. (€ 49,-) – Die politische Wende von 1989/90 und die Integration der ostmitteleuropäischen Staaten in die Europäische Union (EU) haben zu weitreichenden Veränderungen der Grenzregime im zentralen Europa geführt. Die damit einhergehenden politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Prozesse werden von einer Vielzahl wissenschaftlicher Analysen unterschiedlicher Disziplinen begleitet, wozu die Ethnologie laut Aussage Petr Lozoviuk's im Sinne einer komparativen Perspektive bisher nur wenige Beiträge geleistet hat. L. – habilitierter Ethnologe – ist bereits mit einer Reihe von Veröffentlichungen zum Sujet und seiner historischen Behandlung hervorgetreten¹ und legt nun einen instruktiven Syntheseversuch zu der sich ändernden Rolle von Grenzen als sozialen Phänomenen und ihrer mentalen Konstruktion in der EU vor. Als Fallbeispiel seiner quantitativen Studie dienen ihm zwei benachbarte Ortschaften im sächsisch-tschechischen Grenzgebiet: die Große Kreisstadt Sebnitz (im Untersuchungszeitraum ca. 8800, nach dem jüngsten Zensus heute um die 10 000 Einwohner) auf sächsischer und die Stadt Dolní Poustevna (Niedereinsiedel, etwa 2000 Einwohner) auf tschechischer Seite. Auf Grundlage der Befragung von Ortsansässigen soll die „Spezifik des Alltags im grenznahen Bereich“ (S. 19) herausgearbeitet werden. Die Anzahl der Interviewpartner ist dabei ungleich verteilt: 46 stammen aus Dolní Poustevna, nur 15 aus Sebnitz, was einen gewissen

¹ Vgl. – neben zahlreichen Aufsätzen – PETR LOZOVIUK: Interethnik im Wissenschaftsprozess. Deutschsprachige Volkskunde in Böhmen und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen, Leipzig 2008; DERS. (Hrsg.): Grenzgebiet als Forschungsfeld. Aspekte der ethnografischen und kulturhistorischen Erforschung des Grenzlandes, Leipzig 2009.

Schwerpunkt auf die tschechische Perspektive erklärt. Die Befragungen wurden 2003-2008 durchgeführt und umfassten damit zentrale Zäsuren in der regionalen Rolle der Grenze: den Beitritt Tschechiens zur EU und die Vollenwendung des Schengen-Besitzstandes. Die staatlich-politische Funktion der Grenze wurde mithin teilweise aufgehoben. Ihre Sichtbarkeit im Raum nahm stark ab, ihre soziale und mentale Relevanz blieb jedoch bestehen bzw. wurde teilweise umgedeutet. Gerade ihre Rolle als Sprachgrenze trat wieder mehr in den Vordergrund.

L. spürt diesen Prozessen in 15 Kapiteln nach. Auf die Darlegung der theoretischen und methodischen Grundlagen sowie Betrachtungen zur historischen Entwicklung des sächsisch-tschechischen Grenzgebiets im 20. Jh. folgt die Darstellung einer Reihe von Fallbeispielen, die – teilweise wiederholend – Fragen der Wahrnehmung und der Konstruktion des Eigenen und des Fremden im Grenzraum behandeln. Der Vf. gelangt insgesamt zu einer ambivalenten Einschätzung, die sich zumindest in Teilen wohl auf die Tatsache zurückführen lässt, dass die „überwiegende Mehrheit“ (S. 37, 327 f.) der Befragten über 60 Jahre alt war, aber wohl doch verallgemeinernde Rückschlüsse zulässt. Zwar biete die Lage an der Grenze – anders als im Landesinnern – durchaus das Potenzial für eine Relativierung der „ethnische[n] Selbstzentriertheit“ der Bevölkerung und die Entstehung eines „Innovationstransitgebietes“ (S. 320). Trotz des Abbaus von Kontaktschranken sei die vielfach prognostizierte Entstehung einer „transnationalen“ oder „transregionalen Gesellschaft“ im Grenzbereich allerdings nicht eingetreten und in absehbarer Zeit auch nicht zu erwarten. Asymmetrien würden trotz ihrer schrittweisen Angleichung durch die direkte Konfrontation mit dem Nachbarn partiell sogar stärker wahrgenommen. Und die politisch auf übergeordneten Ebenen viel beschworene grenzüberschreitende Kommunikation und Zusammenarbeit werde in der Region selbst „fast ausschließlich von Enthusiasten getragen und von der Mehrheit der Grenzlandbewohner lediglich geduldet, wenn nicht ignoriert. Der [dadurch entstehende] kommunikative Leerraum bleibt in den meisten Fällen nach wie vor von den alten stereotypen Bildern oder von neuen [...] Besorgnissen erfüllt“ (S. 326). Von daher kommt es in Zukunft darauf an – wie auch in anderen Studien² gefordert – neben den institutionellen gerade auch die Bürgerkontakte über die Grenze hinweg zu stärken und weiter zu verstetigen.

Chemnitz

Martin Munke

² Vgl. etwa STEFAN GARSZTECKI, CHRISTOPH WAACK u.a. (Hrsg.): Regionale Identität und transnationale Räume in Ostmitteleuropa, Dresden 2012.